

O ORIENTIERUNG

Nr. 18 65. Jahrgang, Zürich, 30. September 2001

VOM 29. JUNI BIS ZUM 1. JULI 2001 fand in der *O'Reilly Hall* des *University College Dublin* die erste internationale Tagung von *Women's Ordination Worldwide (WOW)* statt.¹ Diese im Jahre 1996 gegründete Organisation beherbergt unter ihrem Dach Initiativen und Gruppen aus allen Kontinenten, welche sich für die Frauenordination in der katholischen Kirche engagieren. Unter den aus 26 Ländern stammenden 370 Teilnehmerinnen der *Dubliner Konferenz* fand sich auch eine kleine Gruppe von Männern. Auf der Tagung, die unter dem Thema «Die Zeit ist reif. Ein Fest der Berufung von Frauen zu einem erneuerten Priestertum in der katholischen Kirche» stand, sollten eine Bilanz des bisher Erreichten gezogen und Schwerpunkte für die zukünftige Arbeit debattiert werden.

Die Freiheit des Wortes

Im Rückblick auf die Konferenz läßt sich heute schon sagen, daß nicht nur die dort erarbeiteten Positionen zusammen mit der verabschiedeten Schlußklärung, sondern auch die Zivilcourage und die theologische Kompetenz, mit der auf die massiven Eingriffe vatikanischer Behörden während der Vorbereitungszeit reagiert wurde, das weitere Engagement der *WOW* bestimmen werden. Die für Ordensleute verantwortliche römische Kongregation nämlich hatte in Briefen an die zuständigen Ordensoberinnen verlangt, daß Schwester Myra Poole (Kongregation unserer Lieben Frau von Namur), gegenwärtig Koordinatorin der *WOW* und in dieser Funktion mitverantwortlich für die Vorbereitung der *Dubliner Konferenz*, wie Schwester Joan Chittister OSB (Erie/Pennsylvania), eine der vorgesehenen Hauptreferentinnen, auf ihre Teilnahme in *Dublin* verzichten sollten.² Nach Abschluß der *Dubliner Versammlung* erklärte der Sprecher des Vatikanischen Presseamtes, *Joaquin Navarro-Valls*, am 6. Juli 2001, die zuständige Kongregation hätte eine Manipulation der Konferenz von außen befürchtet, und sie hätte aus diesem Grunde die Teilnahme der beiden Ordensfrauen «als nicht opportun betrachtet». Sie hätte aber nie daran gedacht, disziplinarische Maßnahmen zu ergreifen, wenn Schwester M. Poole und J. Chittister trotz der Intervention der Kongregation an der Konferenz teilnehmen würden.³

Diese nachträglich gemachte Stellungnahme leuchtet aber kaum ein, wenn man den Ablauf der Verhandlungen zwischen der Kongregation für das Ordensleben und den Oberinnen von Schwester M. Poole und J. Chittister betrachtet. Die Kongregation nämlich verlangte in einem Brief, datiert vom 20. März 2001, an die Priorin von Schwester J. Chittister, Schwester Christine Vladimiroff OSB (Erie), daß sie dieser die Mitwirkung und Teilnahme an der Konferenz in *Dublin* verbieten solle. Andernfalls drohe Schwester J. Chittister eine «gerechte Strafe». Daraufhin bat Priorin Ch. Vladimiroff um ein Gespräch mit Amtsträgern der Kongregation. Zusammen mit ihren Rechtsberatern traf sie sich am 28. Mai 2001 mit deren Sekretär, Erzbischof Piergiorgio Silvano Nesti, und mit seinen Mitarbeitern, um über die Rechtsgrundlagen der von der Kongregation geforderten Maßnahmen zu diskutieren. Priorin Ch. Vladimiroff gegenüber wurde deutlich gemacht, sie habe Schwester J. Chittister zu «ermutigen», ihre Zusage für die Konferenz von *Dublin* zurückzuziehen. Wenn sie deren Zustimmung zu diesem Vorschlag nicht erhalten würde, hätte sie ihr formell zu befehlen, auf ihre Teilnahme zu verzichten. Das Ergebnis dieser Beratungen hätte sie dann der Kongregation mitzuteilen. In der Folge führte die Priorin die von der Kongregation für das Ordensleben geforderten Gespräche mit Schwester J. Chittister, und sie teilte im Anschluß daran in einem Brief vom 16. Juni 2001 an die römischen Behörden mit, Schwester Joan Chittister werde an der Konferenz in *Dublin* sprechen, da es nach deren Meinung für «die Kirche hilfreich und gut sei», wenn die Frage der Zulassung von Frauen zur Ordination öffentlich und frei debattiert werde. Zwei Tage später wies die Kongregation diese Antwort als ungenügend zurück. Unmittelbar darauf reichte Priorin Ch. Vladimiroff einen Rekurs zur Verfahrensprüfung ein. Diesem wurde von der Kongregation jede aufschiebende Wirkung versagt, denn sie erklärte, die Oberin sei verpflichtet, Schwester

FRAUENORDINATION

Die Freiheit des Wortes: Zur ersten internationalen Tagung von *Women's Ordination Worldwide* in *Dublin* – Vatikanische Interventionen vor der Konferenz – Ordensoberinnen sollen Befehle weitergeben – Unterschiedliche Traditionen von Gehorsam – Zivilcourage und theologische Kompetenz – Für die Freiheit der Debatte.

Nikolaus Klein

GESELLSCHAFT/ETHIK

Kritik an der radikalliberalen Markttechnologie: *John Rawls*, *James Buchanan* und das Theorieprogramm der «Neuen Interaktionsökonomik» bei *Karl Homann (Zweiter Teil)* – Anspruch als Gesprächspartner von Kirchen und christlicher Sozialethik – Eine ökonomische Theorie der Gesellschaft – Wissenschaftliche Politikberatung versus demokratische Entscheidungsfindung – Der Staat als Dienstmann des Marktes – Wertgebundenes Interesse an partikulärer Besitzstandswahrung – Kritik der Wohlfahrtsökonomie – Das Problem der öffentlichen Güter – Staatsversagen – Grenzen von Politik und Bürokratie – Vorrang des Marktes – Moderne Wirtschaftsethik als Ethik als «Dienerin der Ökonomie»? – Die Unterscheidung zwischen Spielregeln und Spielzügen – Moralökonomik anstelle von philosophischer Ethik – Selbstpreisgabe der Ethik – Der Moloch einer kalten Markttechnologie?

Hermann-Josef Große Kracht, Münster/Westf.

ROMAN

Dem Morden eine Sprache finden: *Hans Christoph Buch* «Kain und Abel in Afrika» – Ein großer Reisender – An den Kriegsschauplätzen der Welt – Der Völkermord in Ruanda 1994 – Eine Collage mit einem Reisebericht des 19. Jahrhunderts – Wider die Anonymisierung des Todes – Wer ist Opfer, wer ist Täter?

Paul Konrad Kurz, Gauting

SOZIALARBEIT/SOZIALETHIK

Ein «Bauhaus» für Soziale Arbeit: Zehn Jahre Katholische Fachhochschule im Osten Berlins – Kirchliche Präsenz im Osten Deutschlands – Zur Geschichte von Berlin-Karlshorst – Wirklichkeit wahrnehmen und gestalten – Politische Zeitgenossenschaft – Aufklärung und Avantgarde – Kooperative Grenzüberschreitungen – Die Zukunft Sozialer Arbeit – Ein hochschulpolitischer Auftrag.

Walter Lesch, Louvain-la-Neuve

LYRIK

Das Vermächtnis eines Friedlichen: «peacemaker's handbook/handbuch für friedensstifter» von *Robert Lax* – Das letzte persönlich autorisierte Buch – Einblick in den Denkweg und die Erfahrungen des Autors – Auch Politik ist einen Versuch wert – In der Hoffnung zu lernen.

Irène Bourquin, Rätterschen

J. Chittister den formellen Befehl zu erteilen, auf ihre Teilnahme an der Dubliner Konferenz zu verzichten.

Während Schwester J. Chittister von sich aus den Beschluß gefaßt hatte, nach Dublin zu fahren, auch wenn es von ihrer Vorgesetzten ausdrücklich verboten werden sollte, entschied unabhängig davon und gleichzeitig ihre Priorin, der Forderung der römischen Behörden nicht Folge zu leisten. Sie berief sich dabei auf die monastische Tradition des Gehorsams: «Es gibt einen grundlegenden Unterschied im Verständnis des Gehorsams in der monastischen Tradition und jenem, der vom Vatikan dazu benutzt wird, um Macht und Kontrolle auszuüben und eine falsche Idee von Einheit zu propagieren, die aus Furcht gespeist wird. Benediktinische Autorität und benediktinischer Gehorsam werden erlangt durch Dialog zwischen dem einzelnen Mitglied der Gemeinschaft und ihrer Priorin in einem Geist der Mitverantwortung. Die Rolle der Priorin in einer benediktinischen Gemeinschaft ist die einer Leiterin in der Suche nach Gott. Obgleich in der Gemeinschaft gelebt, ist die Suche doch Sache jedes einzelnen Mitglieds.» Ausdrücklich erinnerte sie im weiteren, daß diese Tradition ein für die Gesamtkirche unverzichtbarer Wert sei: «Unsere Tradition geht zurück auf die Wüstenväter und -mütter des vierten Jahrhunderts, die am Rande der Gesellschaft lebten, um durch Gebet und Infragestellung sowohl in Kirche als in Gesellschaft ein lebendiges Mahnmal zu sein. Benediktinische Gemeinschaften von Männern und Frauen haben niemals den Anspruch erhoben, Teil des hierarchischen oder klerikalen Status der Kirche zu sein, sondern abseits von dieser Struktur zu stehen und eine andere Stimme zu sein. Nur wenn wir so handeln,

¹ Grundlage des Beitrages sind die Berichte von *Tablet* (7. und 14. Juli 2001) wie *National Catholic Reporter* (13. Juli 2001) und die Presseunterlagen von WOW (vgl. www.wow2001.org).

² Schwester Joan Chittister OSB ist eine in den USA bekannte Autorin theologischer Bücher. Sie war Priorin des Benediktinerinnen-Klosters Erie sowie der *Leadership Conference of Women Religious* (LCWR) in den USA. Vgl. Mary Hembrow Snyder, *Spiritual Questions for the Twenty-First Century. Essays in Honor of Joan D. Chittister*. Orbis, Maryknoll 2001. – Schwester Myra Poole veröffentlichte kürzlich eine Monographie über Julie Billiard, die Gründerin der *Kongregation unserer Lieben Frau von Namur*. Myra Poole, *Prayer, Protest and Power*. Canterbury Press, Norwich 2001.

³ Arunda Gnanadason, die das Hauptreferat am Eröffnungsabend halten sollte, zog ihre Zusage Anfang Mai 2001 zurück. Nach einer offiziellen Erklärung des Ökumenischen Rates der Kirchen sollte dadurch jede Einmischung in innerkatholische Angelegenheiten vermieden werden. A. Gnanadason war beim Ökumenischen Rat der Kirchen für die Frauendekade verantwortlich und koordiniert heute das Frauenprogramm in der *Programmeinheit III: Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung*. Der Text ihres Referates wurde den Konferenzteilnehmern zugänglich gemacht. An ihrer Stelle hielt Reverend Rose Hudson von der anglikanischen Kirche (London East End) das Eröffnungsreferat. Vgl. Arunda Gnanadason, *Die Zeit des Schweigens ist vorbei. Kirchen und Gewalt gegen Frauen*. Luzern 1999.

können wir die Gabe leben, die wir für die Kirche sind. Nur so können wir der Gabe treu sein, die die Frauen in der Kirche haben.» 127 von 128 der Mitglieder der Benediktinerinnen-Kommunität von Erie waren bereit, diese Erklärung ihrer Priorin zu unterstützen. Außerdem unterzeichneten 35 jüngere Ordensmitglieder einen Brief, in dem sie schrieben, falls Schwester J. Chittister bestraft werde, seien sie bereit, die gleichen Strafen wie sie auf sich zu nehmen.

Anders reagierte die Oberin von Schwester M. Poole, Schwester Ellen Gielty. Sie gab dem Drängen des Vatikans nach und verbot ihrer Mitschwester ausdrücklich, an der Konferenz teilzunehmen. In der Folge verzichtete Schwester M. Poole schweren Herzens auf eine Teilnahme, war aber nach Absprache mit ihrer Oberin unter den Zuhörerinnen einer Podiumsdiskussion, die am letzten Tag der Konferenz zwischen Frauen aus Ungarn, Brasilien, Südafrika, Uganda, Mexiko und Japan veranstaltet worden war. Sie begründete ihre Anwesenheit mit dem Willen, dadurch ihrer Solidarität mit Frauen aus der Dritten Welt Ausdruck geben zu wollen.

Diese konfliktreiche Vorgeschichte und die dabei bewiesene Zivilcourage bestimmten die Atmosphäre der Debatten der Konferenz von Dublin. In ihrem Hauptreferat forderte Schwester J. Chittister dazu auf, alle Möglichkeiten einer vernetzten und zugleich öffentlichen Diskussion in Anspruch zu nehmen: «Die Zeit ist reif, die Diskussionen ans Tageslicht zu bringen, die hinter jeder Kirchentür, in jedem suchenden Herzen sich verbirgt. Wenn der Vatikan sagt, das Priesteramt verlange Predigen, Opfer und Gemeindeaufbau, dann mögen das Predigen, das Gestalten und Entwerfen einer neuen Vorstellung von Priesteramt und Diakonat, wie hoch auch die Kosten für uns sein mögen, der im Augenblick größte priesterliche Dienst unsererseits sein.» Sie sprach von einer «kritischen Masse», die eine solche öffentliche Debatte bedeuten könne, da sich auf Dauer niemand den Einsichten, die mit der Forderung der Nachfolge gegeben seien verschließen könne. Eine ähnliche Optik kam in John Wijngaards Referat zum Ausdruck, wenn er in seinen vier Thesen festhielt, daß die WOW ihr Engagement für die Frauenordination mitten in der Kirche führen solle, daß Frauen alle Möglichkeiten, die ihnen schon heute zustehen, in Anspruch nehmen sollten. Wenn auf diese Weise an der Integrität des Glaubens gegenüber jedem Menschen beharrlich festgehalten werde, könne sich niemand auf Dauer den Forderungen nach der Frauenordination entziehen. Konsequenz auf dieser Linie bewegen sich auch die elf Beschlußfassungen der Dubliner Konferenz mit ihrer Forderung nach Freiheit der Rede und dem Vorrang des Gewissens. «Wir betrachten jede Verletzung dieser Freiheiten als eine Verletzung der Menschenrechte und als eine Behinderung des Heiligen Geistes, die Kirche zur Fülle der Wahrheit zu führen.»

Nikolaus Klein

Kritik an der radikalliberalen Markttechnologie

John Rawls, James Buchanan und das Theorieprogramm der «Neuen Interaktionsökonomik» bei Karl Homann (2. Teil)*

Nach der Darlegung des Konzepts von James Buchanan ist nun zu prüfen, wie sich das Theorieprogramm der «Neuen Interaktionsökonomik», das seit einigen Jahren von Karl Homann entwickelt und gerade auch gegenüber den Kirchen und der christlichen Sozialethik als Grundlage einer modernen Wirtschaftsethik propagiert wird, hier einordnen läßt. Homann verweist in seinen

* Vgl. den ersten Teil des Beitrages in: *Orientierung* 65 (2001) S. 179–182.

¹⁷ Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf K. Homann, *Rationalität und Demokratie*. Tübingen 1988 (im Folgenden: Homann 1988); K. Homann, *Demokratie und Gerechtigkeitstheorie*. James M. Buchanans Kritik an John Rawls, in: Bernd Biervert, Klaus Held, Josef Wieland, Hrsg., *Sozialphilosophische Grundlagen ökonomischen Handelns*. Frankfurt 1990, S. 155–175 (im Folgenden: Homann 1990); auf den von Homann verfaßten wirtschaftsethischen Teil von K. Homann, F. Blome-Drees, *Wirtschafts- und Unternehmensethik*. Göttingen 1992, S. 9–111 (im Folgenden:

Schriften¹⁷ sehr häufig auf Arbeiten von Buchanan und schließt sich in der sozialphilosophischen Grundlegung seiner «ökonomischen Theorie der Gesellschaft» explizit an Buchanans Konzept des «ökonomischen Konstitutionalismus» an. Deshalb wird hier zu fragen sein, ob und inwiefern es ihm gelingt, gegenüber Buchanan Zurückweisungen, Distanzierungen oder Umgewichtungen vorzu-

Homann 1992); K. Homann, *Die gesellschaftliche Funktion kirchlicher Sozialverkündigung: Perspektiven für das 21. Jahrhundert*, in: André Habisch u.a., Hrsg., *Umweltethik und Entwicklungsprobleme: Die ökonomische Perspektive*. Münster 1997, S. 173–216 (im Folgenden: Homann 1997) und vor allem auf Karl Homann, Andreas Suchanek, *Ökonomik. Eine Einführung*. Tübingen 2000 (im Folgenden: Homann/Suchanek 2000). Daneben wird auch K. Homann, I. Pies, *Wirtschaftsethik in der Moderne. Zur ökonomischen Theorie der Moral*, und: dies., *Replik*, beide in: *Ethik und Sozialwissenschaften* 5 (1994), S. 3–12 u. 94–108 (im Folgenden: Homann/Pies 1994) herangezogen.

nehmen, so daß man den erklärten Buchananianer Homann vor dem Verdacht einer marktradikalen Befürwortung des «aggressiven Kapitalismus» (Beck) überzeugend in Schutz nehmen kann. In seinem Versuch einer ökonomischen Rekonstruktion der Gesellschaft greift Homann genau wie Buchanan auf einige zentrale Prämissen ökonomischer Theoriebildung zurück: dazu gehört zunächst der strikte methodologische Individualismus, der prinzipiell davon ausgeht, daß jeder Mensch im Interesse an privater Nutzenmaximierung in seinem Leben das jeweils Beste für sich und die Seinen herausholen will. Daraus resultiert zweitens die elementare Basisannahme, daß diese Individuen sich nur dann zu einer staatlichen Gemeinschaft zusammenschließen werden, wenn sich dadurch für jeden Einzelnen von ihnen materielle Vorteile und Kooperationsgewinne realisieren lassen, die in einem staatenlosen Zustand nicht erreicht werden könnten. «Gesellschaft» entsteht demnach durch einen Vertrag ihrer Mitglieder – «wie in einem Privatvertrag – etwa nach dem Muster der BGB-Gesellschaft nach §§ 705ff. BGB» (Homann/Suchanek 2000, 187). Und schließlich verbinden sich diese theoretischen Ausgangspunkte mit der Überzeugung von der überlegenen Steuerungsfähigkeit einer *invisible hand*, die dafür sorgt, «daß Märkte unter Bedingungen der vollkommenen Konkurrenz zu einem gesellschaftlichen Ergebnis führen, das optimal im Sinne einer optimalen Allokation der Ressourcen ist» (ebd., 214).

Homanns «Interaktionsökonomik»¹⁸ tritt mit dem umfassenden Anspruch auf, den Gesamtbereich sozialer Interaktionen von Menschen rekonstruieren und damit auch prognostizieren zu können. Er versteht sie als «allgemeine Theorie der Bedingungen und Folgen menschlicher Interaktion auf der Grundlage von individuellen Vorteils-Nachteils-Kalkulationen» (ebd., VI). Als solche wird sie bewußt nicht als eine Bereichswissenschaft konzipiert, deren Aussagen nur für den Bereich der Wirtschaft Gültigkeit beanspruchen; vielmehr wird die Methode der ökonomischen Rekonstruktion auf sämtliche Bereiche menschlicher Interaktion, also etwa auch auf Politik, Bildung und Familie, «bei Fragen des Heiratens und generativen Verhaltens, der Diskriminierung, der Kriminalität und des Drogenkonsums» (ebd., 5) und nicht zuletzt auch bei den ethisch-moralischen Fragen der Normfindung und -begründung angewandt.

Homanns «ökonomische Theorie der Gesellschaft»

Um sein Konzept einer umfassenden «ökonomische(n) Theorie der modernen Gesellschaft» (ebd., 461) plausibel zu machen, versucht Homann zunächst, «eine überzeugende normative Theorie der Demokratie» (Homann 1990, 156) zu entfalten. Als entscheidendes Demokratiemerkmal macht er mit Buchanan das Konsensprinzip aus, d.h. die Zustimmung aller Betroffenen zu den geltenden Regeln, denn zum einen bestimmen die Menschen in demokratischen Lebensformen «selbst und gemeinsam, nach welchen Regeln sie miteinander umgehen wollen» (Homann/Suchanek 2000, 186), und zum anderen muß – so Homanns auf den ersten Blick durchaus starker Demokratiebegriff – jeder Einzelne «den Regeln zustimmen, zugestimmt haben, wenn sie für ihn verbindlich sein sollen. Zustimmung tut er allerdings allein im Blick auf seinen individuellen Nutzen.» (ebd., 188) Diese Ergänzung macht aber deutlich, daß das Konsenskriterium hier – genau wie bei Buchanan – darauf abzielt, jedem einzelnen (nicht zuletzt jedem Wohlhabenden!) «ein Vetorecht gegen kollektive Entscheidungen, wieder analog zur BGB-Gesellschaft» (ebd., 191) einzuräumen, wenn sie sich – etwa bei sozialpolitisch motivierten

¹⁸ Während Homann früher den Begriff der *Institutionenökonomik* bevorzugte (vgl. Homann 1992), spricht er jetzt von *Interaktionsökonomik*, um deutlich zu machen, daß sich sein Konzept nicht nur mit der Bedeutung von Institutionen, sondern auch mit dem gesamten Bereich von Handlungen und Handlungsbedingungen beschäftigen will. In diesem Sinne macht er sich in seinen jüngeren Schriften übrigens den von dem US-amerikanischen Ökonomen Gary S. Becker geprägten Provokationsbegriff des «ökonomischen Imperialismus» bewußt zu eigen (etwa Homann/Suchanek 2000, 437ff.), obwohl er ihn 1988 noch klar und deutlich in seine Grenzen gewiesen hatte (vgl. Homann 1988, 286).

Steuererhöhungen – als nachteilig für dessen individuelle Nutzenmaximierung erweisen. Nicht zufällig genießt dieses Vetorecht daher auch gegenüber demokratisch legitimierten Mehrheitsentscheidungen absoluten Vorrang.¹⁹ Wenn Homann also von «Konsens» und «Zustimmung aller Betroffenen» spricht, so geben sich diese Vokabeln im Klartext doch eher als massive Demokratiekritik und politische Veränderungsblockade zu erkennen. Jedenfalls darf man sie nicht im Traditionszusammenhang der europäischen Aufklärungsphilosophie interpretieren. Denn die Ideen von rationaler Meinungsbildung und diskursiver Verständigung, vom «öffentlichen Vernunftgebrauch» (Kant), in dem nur der «zwanglose Zwang des besseren Arguments» (Habermas) Geltung beanspruchen dürfe, kommen bei Homann überhaupt nicht zur Sprache, da er die Menschen – vorgängig zu jeder Empirie – als besitzbürgerlich-private Nutzenoptimierer konzeptualisiert. Aufgrund dieser ökonomistisch eingeführten Gesellschaftswahrnehmung kann er sie als politisch und moralisch autonome, immer auch zu gemeinwohl- und verständigungsorientiertem Handeln fähige Aktivbürger gar nicht erst in den Blick nehmen.²⁰

Der strikte Konsens aller, den man immer dann als gegeben unterstellen kann, «wenn Kooperationsgewinne für alle anfallen» (Homann/Suchanek 2000, 194), läßt sich freilich in der Realität niemals vollständig einholen; und er kann für Homann auch nicht durch das «Gedankenexperiment der Mehrheitsfähigkeit im Parlament» (ebd., 204) ermittelt werden. Dies ist für ihn aber auch gar nicht nötig, da die Frage nach den wechselseitigen Kooperationsgewinnen ohnehin eine Frage mathematisch-ökonomischer Kalkulation ist. Und hier ist die ökonomische Sachkompetenz *wissenschaftlicher Politikberatung* gefragt: «Der wissenschaftliche Politikberater überprüft alle Vorschläge zu Reformen, zu Regelverbesserungen, daraufhin, ob sie für die davon Betroffenen zustimmungsfähig sein könnten» (ebd., 203) – und aufgrund seiner gegenüber den gewählten Politikern ohnehin überlegenen Fachkompetenz könnte er dann, folgt man dieser Argumentationslogik, eigentlich auch gleich als alleiniger Gesetzgeber eingesetzt werden und so wenigstens dazu beitragen, die Kosten für die aufgeblähte und weithin ineffiziente Staatsbürokratie zu senken. Jedenfalls vermag er eine «kostengünstige Simulation des Konsenses» (Homann 1990, 170) anzubieten, die die mühsamen und langwierigen demokratischen Meinungs- und Willensbildungsprozesse überflüssig machen könnte.

Der Staat als Dienstmann des Marktes

Genau wie bei Buchanans Differenzierung von *protective state* und *productive state* resultiert aus der doch stark antidiskursiv-autoritär ausgerichteten «normativen Demokratietheorie» Homanns ein klares Aufgabenprofil für den Staat: Er hat grundsätzlich keine «externen» Ziele und Zwecke, etwa die ewige Seligkeit seiner Bürger oder irgendein Konzept von sozialer Gerechtigkeit zu verfolgen.²¹ Als «eine Organisation, die sich die Bürger zu-

¹⁹ So schreibt Homann, die Mehrheitsregel verliere hier «ihre dominierende Stellung. Die für die Demokratie richtige Maxime, daß den Interessen aller Bürger *so viel wie möglich* Rechnung zu tragen ist, kann nicht länger in die für die Demokratie untragbare Maxime umgedeutet werden, daß den Interessen von *so vielen Bürgern wie möglich*, mindestens also der Mehrheit, Rechnung zu tragen ist.» (Homann 1990, 159; wortgleich auch ders., 1988, 177) Mit Buchanan greift Homann hier übrigens auf J.G. Knut Wicksell (1851–1926) zurück, der schon 1896 die Einstimmigkeitsregel und das daraus resultierende Vetorecht explizit mit «Fragen der Steuergesetzgebung» in Verbindung gebracht hatte; vgl. Homann 1988, 191.

²⁰ Dementsprechend ist «Rationalität» für Homann auch «weniger als individuelle Leistung, sondern mehr als Systemleistung zu begreifen» (Homann 1988, 272).

²¹ Jede Rede von «gemeinsamen Zielen» der Gesellschaft wird schroff zurückgewiesen. Dabei rekurriert Homann sogar auf eine Formulierung von Gunnar Myrdal (1898–1987), der diese Rede schon 1930 als eine «kommunistische Fiktion» mit totalitären Konsequenzen disqualifizieren zu müssen meinte (Vgl. Homann/Suchanek 2000, 51). In diesem Sinne wirft Homann übrigens auch Rawls und seinem externen Gerechtigkeitskriterium einen «latenten Dogmatismus» vor, der sich mit dem Primat der Individuen in einer Demokratie nicht vereinbaren lasse (vgl. Homann 1990, 167).

legen, um Kooperationsgewinne zu realisieren» (Homann/Suchanek 2000, 207), hat sich der Staat im Sinne des Primats des Rechtsschutz- vor dem Leistungsstaat zunächst und vor allem um die «Sicherung von Frieden und Verfügungsrechten» (ebd., 207) zu kümmern. Konkret heißt das: Er hat «private Verfügungsrechte, private property rights, zu definieren und deren Beachtung durch andere durchzusetzen. Der Grund liegt für den Ökonomen auf der Hand: Wer wird säen, wenn er befürchten muss, dass andere ihm bei der Ernte zuvorkommen? Oder moderner: Wer wird schon investieren, wenn sich andere die Erträge solcher Investitionen aneignen können? So können wir die *Hauptaufgabe des Staates in modernen, entwickelten Gesellschaften darin sehen, die Voraussetzungen für Investitionen und funktionierende Märkte zu schaffen*. Das beginnt mit dem Schutz individueller Verfügungsrechte über Vermögenswerte» (ebd., 208 [Hervorhebung im Orig.]), beinhaltet darüber hinaus aber «auch die Etablierung, Ausgestaltung und Sicherung des Wettbewerbs im Sinne des Marktwettbewerbs» (ebd., 210).

Hier macht sich also eine funktionalistische Begründung der Aufgaben des Staates geltend, denn der Staat wird strikt in den Dienst des Marktes gestellt, sozusagen zum «Dienstmann der Marktwirtschaft» erklärt. Allerdings unterliegt diese funktionalistische Staatsbegründung doch einer uneingestanden «quasimetaphysischen», jedenfalls mit funktionalistischen Kategorien nicht zu begründenden Einschränkung: dem o.e. Vetorecht der «Reichen und Schönen» gegen jegliche Form von Umverteilung, denn dieses gilt absolut und unantastbar, also auch dann, wenn in konkreten Einzelfällen durch Umverteilungs- oder Enteignungsmaßnahmen die Funktionsfähigkeit des Marktgeschehens möglicherweise erhöht werden könnte.²² Das Programm der ökonomischen Rekonstruktion der Gesellschaft wird hier also schon selbst zugunsten eines nichtökonomischen, «wert»-gebundenen Interesses an partikulärer Besitzstandswahrung und Reichtumssicherung unterlaufen.

Kritik der Wohlfahrtsökonomie

Dieser immanente Widerspruch im Homannschen Theorieprogramm korrespondiert mit seiner eigentümlichen Distanzierung gegenüber den ökonomischen Wohlfahrtstheorien²³, die das in der Nachkriegszeit so erfolgreiche Konzept der Sozialen Marktwirtschaft begleitet haben. Insofern die Gesellschaft insgesamt eine Veranstaltung ist, die wechselseitige Kooperationsgewinne ermöglichen soll, haben Institutionen für Homann grundsätzlich den Sinn, «die Verlässlichkeit wechselseitiger Verhaltenserwartungen herzustellen, damit Interaktionen möglichst problemlos, zügig, kostengünstig durchgeführt werden können – zum Vorteil aller» (Homann/Suchanek 2000, 24). Als ein besonders leistungsfähiges institutionelles Arrangement gilt ihm dabei genau wie den älteren Wohlfahrtsökonomien in der Tradition von Adam Smiths *invisible hand* das anonyme Geschehen des freien Marktes. In der Tat scheint der Marktmechanismus unter idealen Bedingungen, d.h. bei uneingeschränkter Konkurrenz, minimalen Transaktionskosten, gleichmäßiger und umfassender Information aller Marktteilnehmer usw. eine optimale Ressourcenallokation gewährleisten zu können, d.h. dafür zu sorgen, daß die unterschiedlichen Bedürfnisse der Menschen alles in allem effizient und schnell befriedigt werden; allerdings nur unter der – realiter freilich sehr prekären! – Voraussetzung, daß sich alle Bedürfnisse marktfähig artikulieren lassen und daß alle bedürftigen Individu-

²² Als Philosoph und Theologe geht Homann in seinem furiosen Interesse an Besitzstandswahrung sogar soweit zu behaupten: «Umverteilung» im herkömmlichen Verständnis ist unchristlich. (...) «Umverteilung» muß auch denen Vorteile bringen, denen in einem ersten Schritt scheinbar etwas genommen wird. «Reformen», die diese Bedingung nicht erfüllen, verdienen diesen Namen nicht, sie verschärfen gesellschaftliche Konflikte, statt sie zu befrieden, mögen sie ressourcentheoretisch noch so «effizient» und ethisch noch zu gut begründet scheinen.» (Homann 1997, 196)

²³ Vgl. dazu einführend u.a. Jochen Schumann, *Wohlfahrtsökonomik*, in: Otmar Issing, Hrsg., *Geschichte der Nationalökonomie*, 3. Auflage. München 1994, S. 215–237.

en marktfähige Tauschwerte einbringen können.²⁴ Denn auf die Dauer wird ein Unternehmer – sei es ein produzierender Betrieb oder auch ein einzelner Arbeitnehmer, der seine Arbeitskraft verkaufen will – nur durch die Aussicht auf Gewinne (bzw. durch die korrespondierende Furcht vor existenzbedrohenden Verlusten) bereit sein, liebgewordene Trägheiten abzulegen und sich zu einem innovativen und effizienten Handeln auch dann durchzuringen, wenn damit möglicherweise schmerzliche Umstellungsprozesse verbunden sind. Und nur dadurch läßt sich diesen Theorien zufolge gewährleisten, daß die sich stets verändernden Bedürfnisse der Menschen, d.h. die jeweiligen Nachfragesituationen, genau und sensibel wahrgenommen und entsprechend «bedient» werden, da jeder als potentieller Marktanbieter schnell auf neue Bedürfnisse und «Marktlücken» mit geeigneten Angeboten reagieren will und muß. Über den frei verhandelbaren Preis von Gütern, Dienstleistungen und Arbeitskraft soll so ein optimales Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage und damit eine effiziente Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen erreicht werden; und darüber hinaus sollen dadurch zugleich Impulse zu einem stetigen Wirtschaftswachstum, zu Vollbeschäftigung und kontinuierlich ansteigendem gesellschaftlichen Reichtum freigesetzt werden.

So gesehen verfügt die Funktionslogik des Marktes – zumindest in der Theorie – gerade unter den Bedingungen kulturell hochgradig pluralisierter und funktional ausdifferenzierter Massengesellschaften über strukturelle Stärken, die nicht leichtfertig unterschätzt werden sollten: Der Marktmechanismus ist aufgrund seiner Anonymität prinzipiell offen und für jedermann zugänglich; die Handlungskoordination ist von dem komplizierten und stets unsicheren Steuerungsmedium einer bewußten sprachlichen Verständigung abgekoppelt und geschieht zuverlässig über das punktgenau berechenbare Medium Geld; und statt auf den guten Willen der Akteure bzw. auf gesellschaftlich fest eingelebte Moralbestände angewiesen zu sein, reicht als Handlungsmotivation das aufgeklärte Eigeninteresse an privater Nutzenoptimierung.²⁵ Demnach vermag eine funktionierende Marktwirtschaft gerade das individuelle Vorteilsstreben jedes Einzelnen für die Steigerung des gesamtgesellschaftlichen Wohlstands in Dienst zu stellen; so daß ihr nach Homann und seinen Schülern «vor allem deswegen eine genuin moralische Qualität zukommt, weil nur sie jenen breiten Massenwohlstand ermöglicht, ohne den in modernen Gesellschaften individuelle Freiheit in Form selbstbestimmter Lebensentwürfe unmöglich wäre» (Homann/Pies 1994, 3f.).

Auf der Grundlage dieser ökonomischen Funktionslogik haben die Vertreter der Sozialen Marktwirtschaft in der Tradition Alfred Müller-Armacks (1901–1978) dann dafür plädiert, daß die freien Marktmechanismen für den Bereich der Ressourcenallokation zuständig sein sollten, während Politik und Ethik die Verteilungsfragen zu thematisieren hätten, also etwa darüber befinden sollten, wie die am Markt jeweils sehr ungleich anfallenden Produktionsgewinne durch angemessene Steuerauflagen möglichst ohne Einbußen für das Investitionskapital abgeschöpft, zur Kaufkraftsteigerung der eigentumslosen Massen umgeleitet und in die primär vom Staat koordinierten Bereiche von Bildung und

²⁴ An diese elementare Zusatzbedingung, die quer liegt zur Hoffnung vieler neoliberaler Ökonomen, im Mechanismus des freien Marktes den «Stein der Weisen» zur definitiven Lösung der gesellschaftlichen Allokations- und Verteilungsprobleme gefunden zu haben, erinnert bekanntlich seit vielen Jahren immer wieder mit Nachdruck die päpstliche Sozialverkündigung: «Es gibt aber unzählige menschliche Bedürfnisse, die keinen Zugang zum Markt haben. Es ist strenge Pflicht der Gerechtigkeit und der Wahrheit, nicht zu dulden, daß die fundamentalen menschlichen Bedürfnisse unbefriedigt bleiben und die davon betroffenen Menschen zugrunde gehen.» (Johannes Paul II., *Centesimus annus* (1991), Nr. 34).

²⁵ Vgl. hierzu das immer wieder gern herangezogene Smith-Zitat: «Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, daß sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen-, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.» (hier zit. nach Homann 1992, 22f.).

Kultur investiert werden können.²⁶ Besonderes Augenmerk wurde in diesem Kontext stets auf die Phänomene des sogenannten «Marktversagens» gerichtet. Neben Kartell- und Monopolbildungen, die das Konkurrenzprinzip unterlaufen, wurde hier insbesondere das Problem der sogenannten öffentlichen Güter, etwa öffentliche Sicherheit, gesunde Umwelt, in abgeschwächter Form, aber auch die Dienstleistungen im Bildungs- und Gesundheitsbereich (sogenannte meritorische Güter) thematisiert, die in die Funktionslogik des Marktes nicht angemessen integriert werden können. Denn öffentliche Güter wie etwa gesunde Luft können auch dann genutzt werden, wenn der Konsument dafür keinen Preis zu entrichten hat. Weil also Nichtzahler vom Konsum eines solchen Gutes nicht erfolgreich ausgeschlossen werden können, können solche Güter von privaten Marktteilnehmern auch nicht sinnvoll angeboten bzw. vermarktet werden. In einer reinen *laissez faire*-Marktwirtschaft würden öffentliche bzw. meritorische Güter deshalb wahrscheinlich nicht in angemessener Form zur Verfügung stehen, auch wenn alle Menschen einen entsprechenden Bedarf daran haben.

Aufgrund dieser immanenten Unfähigkeit des Marktes, solche notwendigen Güter in hinreichendem Maße anzubieten, hat in diesen Fällen – zumindest in den gängigen Theorien der Sozialen Marktwirtschaft – der Staat als Ersatzlieferant einzuspringen und diese über das allgemeine Steueraufkommen zu finanzierenden Güter in geeigneter Menge zur Verfügung zu stellen. Diese Konzeptionen einer Sozialen Marktwirtschaft mit ihrer starken politischen «Fremdbestimmung» des Marktgeschehens sind für Homann jedoch (aufgrund des Vetorechts) weder «demokratietheoretisch» legitim noch politisch-ökonomisch effizient und zukunftsfähig; sie verfangen sich nämlich zwangsläufig in schwerwiegenden Problemen eines strukturellen «Staatsversagens».

«Staatsversagen» – Grenzen von Politik und Bürokratie

Nicht zufällig sind die wohlfahrtsökonomischen Konzepte in den letzten 30 Jahren, insbesondere von ökonomischen Demokratietheoretikern wie Anthony Downs²⁷ einer radikalen Kritik unterzogen worden. So weist diese neue Theorierichtung, die sich unter dem Label der «Neuen Politischen Ökonomie» zusammenfindet, z.B. nicht zu Unrecht darauf hin, daß in den vorherrschenden Konzepten der Sozialen Marktwirtschaft mit der naiven Unterstellung von gemeinwohlorientierten, eigennutzfreien Politikern argumentiert wird. Demgegenüber konstatieren die *Public choice*-Theoretiker mit guten Gründen, daß auch bei Politikern und Bürokraten mit relevanten Eigeninteressen zu rechnen sei – «in der Regel handelt es sich um Wiederwahlinteressen, Karriereinteressen, um das Interesse an Macht und Ansehen und öffentlicher Bekanntheit, vielleicht aber auch um das Interesse daran, Gefolgsleuten gute Positionen verschaffen zu können» (Homann/Suchanek 2000, 216).²⁸ Darüber hinaus wird in diesem Kontext – kontrastierend zum bisherigen Fokus auf das «Marktversagen» – vor allem auch auf eine Reihe von Phänomenen eines relevanten «Staatsversagens» verwiesen. Denn gerade auch der demokratische Staat gelangt bei der Distribution öffentlicher Güter häufig nicht zu optimalen Ergebnissen; und zwar aufgrund seiner immanenten Handlungslogik: So erweist sich z.B. die staatliche Bürokratie in ihrer Leistungsfähigkeit gegenüber dem Markt als strukturell defizitär, weil die Dynamik von staatlichen Verwaltungen, die keinen Konkurrenz-

und Wettbewerbsbedingungen ausgesetzt sind, zu einer permanenten Budget-Erhöhung drängt, so daß sie tendenziell ein zu hohes und zu unflexibles Angebot bereitstellen und sich dadurch unangemessen aufblähen werden. Statt für eine effiziente Ressourcenallokation zu sorgen, werden den Staatsbürgern so nur übermäßig hohe Steuerleistungen für übermäßig ineffiziente bürokratische Apparate abverlangt.

Diesen strukturellen, durch noch so guten Willen der Akteure nicht dauerhaft aufhebbaaren Effizienzdefiziten von Bürokratie und Politik gegenüber gilt den *Public choice*-Ökonomen die Funktionslogik des Marktes in puncto Effizienz, Innovationsfähigkeit und Flexibilität als grundsätzlich überlegen. Daraus folgt, daß sich alle Anstrengungen zur Modernisierung der Gesellschaft nicht auf Reformen im politischen Bereich, sondern auf die Verbesserung der Funktionsfähigkeit des Marktes und eine möglichst weitgehende Reduzierung der Staatstätigkeiten im gesellschaftlichen Bereich richten sollten. Der Staat sollte sich strikt auf seine Dienst- und Unterstützungsfunktion für den Marktmechanismus beschränken. Öffentliche und meritorische Güter sollten demnach nach Möglichkeit privat, d.h. von erwerbswirtschaftlichen Anbietern (z.B. privaten Sicherheitsdiensten oder privaten Schulen und Universitäten) angeboten werden, wobei der Staat fördernd und helfend (etwa durch Existenzgründerprogramme u.ä.) eingreifen sollte, um diesen bisher staatlich dominierten Bereich überhaupt erst erfolgreich für den Markt zu öffnen. Sollte der Staat dagegen weiterhin eine Vielzahl an eigenen sozialen, kulturellen und pädagogischen Angeboten bereithalten wollen, gerät er in einer Demokratie unter den Druck, diese Angebote möglichst kostengünstig halten zu müssen, weil nicht anzunehmen ist, daß der Durchschnittswähler langfristig bereit ist, ein hohes Maß an Steuerzahlungen für allgemeine staatliche Leistungen, etwa im Bildungs- und Sozialbereich, aufzubringen, die vor allem den Unterprivilegierten zugute kommen, von denen er selbst und seine Familie aber nur wenig oder nur unterproportional profitieren kann.

So stehen demokratisch gewählte Politiker also unter dem Druck, möglichst die Interessen der Durchschnittswähler zu bedienen und die Bedürfnisse von (nicht wahlentscheidenden) Minderheiten auszublenden, wenn sie ihre Chancen auf Wiederwahl nicht beeinträchtigen wollen. Und da sich der halbwegs etablierte Durchschnittsbürger ja speziell zu seinen Bedürfnissen passende Angebote zielgenauer und kostengünstiger von (evtl. kleinen und hochspezialisierten) erwerbswirtschaftlichen Markt-anbietern erbringen lassen kann, genießen auch hier die marktvermittelten Angebote sowohl unter Effizienzaspekten wie auch unter dem Gesichtspunkt moralischer Legitimität den Vorrang vor staatlichen Dienstleistungsangeboten. In der Konsequenz bedeutet dies, daß sich – bei entsprechender Öffnung der Märkte – für finanzkräftige Nachfrager sehr schnell ein qualitativ hochwertiges Angebot sehr guter Dienstleistungen auch im Bildungs- und Gesundheitssektor einstellen wird, während die große wahlentscheidende Schicht der Durchschnittswähler mit einem halbwegs akzeptablen staatlichen Angebot an Schulen, Kindergärten und Krankenhäusern rechnen darf, wohingegen weder zahlungskräftige noch wahlrelevante Minderheiten vom Konsum öffentlicher Güter tendenziell immer stärker ausgeschlossen werden.

Moderne Wirtschaftsethik oder *ethica ancilla oeconomiae*?

Im Kontext einer solchen «ökonomischen Theorie der Gesellschaft» bewegen sich schließlich auch die Vorstellungen zu einer «modernen Wirtschaftsethik», die Homann nicht zuletzt auch der Theologie und den Kirchen nahebringen möchte.

«Wirtschaftsethik» hat es für ihn mit der Frage zu tun, «welche Normen und Ideale unter den Bedingungen der modernen Wirtschaft und Gesellschaft zur Geltung gebracht werden können» (Homann 1992, 14). Daß er bei dieser Aufgabenformulierung die realen gesellschaftlichen «Bedingungen der Wirtschaft» schon *per definitionem* aus dem Gegenstandsbereich der Wirtschaftsethik ausgrenzt und damit in die Gefahr gerät, schon an der er-

²⁶ Vgl. dazu u.a.: H.-G. Reuter, Genese der Konzeption der Sozialen Marktwirtschaft, in: D. Cassel, Hrsg., 50 Jahre Soziale Marktwirtschaft. Stuttgart 1998, S. 68–95.

²⁷ A. Downs, An Economic Theory of Democracy. New York 1957; dt.: Tübingen 1968.

²⁸ Nur am Rande sei hier erwähnt, daß die «realistische Nüchternheit» in der Kritik der naiven Gemeinnützigkeitsunterstellung gegenüber amtierenden Politikern und Bürokraten allerdings auf die angestrebte politische Beratungstätigkeit von *Public choice*-Ökonomen nicht angewendet wird. Hier wird vielmehr ganz selbstverständlich davon ausgegangen, daß die politikberatende ökonomische Fachkompetenz, die Homann und seine Schüler anbieten wollen, von Eigeninteressen völlig frei sei.

sten und fundamentalen Aufgabe einer jeden *Ethik* des Wirtschaftlichen, nämlich am Nachweis der Legitimität der herrschenden Wirtschaftsordnung, zu scheitern, sei hier nur am Rande vermerkt. Dennoch trifft er durchaus relevante Aspekte, die in einer modernen Ethik der Wirtschaft sicher zu berücksichtigen sind: dazu gehört etwa der Hinweis, daß zu den entscheidenden Themen einer modernen Wirtschaftsethik nicht nur die abstrakte Begründung, sondern auch die Frage der konkreten Implementation von Normen in vorgegebene soziale Handlungskontexte gehören sollte. Deshalb ist ihm auch zuzustimmen, daß man bei der Implementationsfrage den Blick nicht zuerst oder gar ausschließlich auf heroische Moralität und supererogatorisches Handeln einzelner Akteure im Wirtschaftsprozeß richten sollte, sondern darauf, daß die Erfolgsaussichten ethischer Imperative in komplexen Marktwirtschaften dann viel höher liegen dürften, wenn es gelingt, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen «so zu verändern, daß sich moralische Ideale im Windschatten der ökonomischen Anreizlogik realisieren» (Homann 1997, 187) lassen. Vor diesem Hintergrund plädiert Homann im Rückgriff auf Buchanan für eine strikte Unterscheidung von *Spielregeln* und *Spielzügen*: für den Bereich der Spielzüge soll eine strikte Entmoralisierung gelten. Hier wird moralisches Verhalten der einzelnen Akteure nicht nur nicht gefordert oder erwartet; es gilt vielmehr tendenziell als unerlaubt und müßte eigentlich verboten werden, weil es dysfunktional ist und den Marktmechanismus daran hindert, optimale Ergebnisse hervorzubringen. Deshalb gilt auf dieser Ebene für die Menschen die Norm: «Sie sollen danach streben, Gewinne zu machen» (Homann 1992, 24 (Hervorhebung im Orig.; vgl. auch ebd., 38). Lakonisch-schlicht kann dann auch einer der Basissätze der Homannschen Wirtschaftsethik lauten: «Die Akteure sollen sich systemkonform verhalten.» (ebd., 51)

«Moral» kommt für Homann erst auf der Ebene der Spielregeln, d.h. im Hinblick auf die sogenannte Rahmenordnung zum Zuge. Diese gilt ihm als «der systematische Ort der Moral» (ebd., 35) und muß so gestaltet werden, «daß sich die Wettbewerbslogik entfalten kann» (ebd., 33), denn diese gilt mit ihrer Effizienz-, Innovations- sowie Wohlstandsschaffenden und dadurch freiheitsfördernden Kraft als moralisch höchst wünschenswert; sie wird sogar zum «beste(n) bisher bekannte(n) Mittel zur Verwirklichung der Solidarität aller Menschen» (ebd., 49) geädelt. Rahmenordnung und Spielregeln im Dienst der Marktlogik haben die Aufgabe, durch das Setzen geeigneter institutioneller Rahmenbedingungen die Funktionsfähigkeit des Marktes zu fördern und «moralische Anliegen durch eine entsprechende Gestaltung der institutionellen Arrangements so zu übersetzen, daß sie in den jeweiligen Subsystemen in der Form situativer Handlungsanreize wirksam werden können» (Homann/Pies 1994, 6).²⁹ Und

²⁹ In früheren Schriften hat Homann hier übrigens, auch wenn er dem Selbstverständnis der Sozialen Marktwirtschaft nur wenig Sympathie entgegenbringen kann (vgl. u.a. Homann 1992, 54), in der Regel den Nationalstaat – und zwar durchaus auch mit einer sozialpolitischen Dimension – in den Blick genommen und betont, daß z.B. die oft schmerzlichen, aber notwendigen Prozesse des Strukturwandels «von der Gesellschaft aufgefangen» werden müssen, etwa durch eine Sozialpolitik, «die nicht nur das Existenzminimum sichert und einige andere fundamentale Risiken abdeckt, sondern auf die aktive (Wieder-)eingliederung aller Betroffenen in die Gesellschaft» (ebd., 78) abzielt. In seinen jüngeren Schriften betont er dagegen eher, daß eine gute Rahmenordnung – zumal angesichts der Probleme des Staatsversagens – «nicht unbedingt die staatliche Rahmenordnung sein muß» (Homann 1997, 183). Am Ende des nationalstaatlichen Zeitalters können diese Aufgaben für ihn auch von der globalisierten Wirtschaft und dem Zusammenspiel multinationaler Konzerne («Cooperation») übernommen werden, denn nun «bewirkt der Wettbewerb um das hochmobile Kapital, dass eine schlechte nationale Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik über die Abwanderung des Kapitals und damit über die Abwanderung von Arbeitsplätzen und im nächsten Schritt mit dem entsprechenden Wählerverhalten unerbittlich bestraft wird: Als Bürger können wir dies eigentlich nur begrüßen.» (Homann/Suchanek 2000, 228) Von der Notwendigkeit (nationaler oder internationaler) Sozialpolitik ist hier jedenfalls keine Rede mehr; dafür finden sich aber verstreute Hinweise darauf, daß man heute auf «Sondervorteile wie besonderen Kündigungsschutz» (Homann 1997, 194) und die Zurverfügungstellung von «aufgeblähten Sozialleistungen» (ebd., 184) verzichten sollte.

weil in diesem Sinne für Homann «Markt und Wettbewerb als ganze eine ethische Legitimation haben» (ebd., 37), kann er sich in der Grundlegung seiner Wirtschaftsethik auch auf steile Thesen wie «Wettbewerb ist solidarischer als Teilen» (ebd., 16) und «Privateigentum ist sozialer als Gemeineigentum» (ebd., 10) festlegen.

Läßt sich vor dem Hintergrund der Differenz von Spielzügen und Spielregeln Homanns schon fast penetrant vorgetragener Appell, auf eine «moralische Aufrüstung» (Homann 1992, 48 u.ö.), auf eine «Hypermoralisierung der gesellschaftlichen Diskurse» (ebd., 36) zu verzichten, vielleicht noch nachvollziehen, so wird der demonstrativ zur Schau gestellte antinormative Rigorismus seiner «Wirtschaftsethik» spätestens in dem Moment endgültig inakzeptabel, in dem er die Parole ausgibt, philosophische Ethik durch *Moralökonomik* zu ersetzen. Solange sich Homann darauf beschränkt, sein Augenmerk nicht auf die Frage der Begründung, sondern auf die der Implementierung moralischer Normen zu richten, kann er durchaus etwas zur Klärung wirtschaftsethischer Fragen beitragen; er überzieht sein Konzept aber in dem Augenblick, in dem er behauptet, daß die Implementationsfrage auf die Geltungs- und Begründungsfrage «durchschlage» und «der Gültigkeitsanspruch einer Norm von ihrer Realisierbarkeit abhängt» (Homann/Pies 1994, 5). Gegen die kognitivistische abendländische Ethik-Tradition, die «die «Gültigkeit» moralischer Normen unabhängig von ihrer empirischen Realisierung» (Homann 1992, 46) beurteilt und den Individuen damit verlässliche moralische Handlungsmaximen anbietet, behauptet Homann, daß sich Normen unabhängig von den Chancen ihrer Umsetzung überhaupt nicht begründen und beurteilen lassen. Während etwa in der Tradition kognitivistischer Ethiken der alte Lehrsatz «Ultra posse nemo obligatur» für gewöhnlich dahingehend ausgelegt wird, daß eine Norm selbstverständlich auch dann gültig bleibt, wenn ihre Befolgung unter schwierigen äußeren Umständen für einzelne Individuen mitunter «nicht zumutbar» ist, so zieht Homann daraus den verheerenden Schluß, daß sie dann gar nicht gilt: «Sind die Bedingungen nicht gegeben, gilt die Norm nicht. (...): Erst dann, wenn es ein allgemeinverbindliches und hinreichend sicher durchsetzbares Verbot, z.B. von Waffenlieferungen, gibt, kann es auch «moralisch» gelten in dem Sinne, daß es das einzelne Unternehmen und dessen Manager unbedingt verpflichtet.» (ebd., 46; Herv. im Orig.) Und ohne Furcht vor den logischen Konsequenzen dieser Argumentation scheut Homann auch nicht vor der geradezu abstrusen These zurück, daß in diesem Sinne durchaus auch ein Mord als moralisch legitim zu erachten ist, denn: «Kann die Gesellschaft den Schutz meines Lebens nicht sicherstellen, gilt die Norm: Du sollst nicht töten, nicht.» (ebd., 47) Homann geht sogar so weit, den kognitivistischen Ethiken jeden Geltungsanspruch zu bestreiten und sie im Sinne seines «ökonomischen Imperialismus» vollständig durch einen eigenen *moralökonomischen* Ansatz, «der Moral aus Interessen «begründet»» (Homann/Pies 1994, 95), zu ersetzen.³⁰ In dieser *Moralökonomik* wäre etwa der Holocaust nicht aus irgendwelchen «autonom-moralischen» Gründen abzulehnen, sondern aus dem wohlverstandenen Eigeninteresse der Täter: «Der Holocaust verstößt – auch – gegen die Interessen jener, die ihn begehen. (...) Zum einen ruft ein Völkermord Sanktionen der zivilisierten Welt hervor, ist also mit konkreten Nachteilen verbunden, und zum anderen mindert er die Kooperationserträge – in allen Bereichen.» (ebd., 96) Damit bestreitet Homann frontal jegliche Legitimität einer autonomen philosophischen Ethik als eigenständiger Reflexionsdisziplin mit eigenen Rationalitätsstandards und einer eigenen «Wahrheitsfähigkeit». Die Realität hat sich dann nicht mehr an der Norm, sondern die Norm an der Realität auszurichten; und wer derart die Selbstpreisgabe der Ethik betreibt, sollte sich dann wenig

³⁰ Ausdrücklich anders noch Homann 1988; wo der «ökonomische Imperialismus» noch nicht «die Aufgaben der Philosophie mit zu übernehmen und die Philosophie letztlich überflüssig zu machen» (ebd., 286) hatte.

stens ehrlicherweise nicht auch noch als Wirtschaftsethiker gerieren.

Der Moloch einer kalten Markttechnologie?

Hat sich Homanns Konzept von Wirtschaftsethik damit auch selbst desavouiert, so ist abschließend dennoch auf die implizite Normativität dieses Ansatzes hinzuweisen, denn er enthält durchaus eine versteckte «Anleitung zum guten Leben»: Auch wenn Homann noch so oft erklärt, sein *homo oeconomicus*-Modell sei nur zu Zwecken ökonomischer Kosten-Nutzen-Kalkulationen gedacht und nicht als normatives Leitbild für gelingendes Menschsein in der modernen Gesellschaft gemeint, so kann er doch nicht verhindern, daß ihn genau dieses Leitbild immer wieder einholt. Eine ökonomische Theorie der Gesellschaft, in deren Zentrum die sensiblen und störanfälligen Funktionsmechanismen eines freien Marktes stehen, von dem allein Wohlstand, Glück und Freiheit erwartet werden, kann am Ende gar nicht anders, als alle gesellschaftlichen Phänomenbereiche – seien es Individuen, Familien oder Nachbarschaften, Schulen, Krankenhäuser oder Sportvereine, Fabriken, Betriebe oder Verwaltungen, seien es Kunst, Literatur, Philosophie oder Religion mit ihren vielfältigen kulturellen Selbstverständnissen und Artikulationsmustern – kompromißlos auf die spezifischen Anforderun-

gen des freien Marktes zuzurichten. Am Horizont des Homannschen Theorieprogramms erhebt sich damit unweigerlich der Moloch einer kalten Markttechnologie, deren abstrakte Glücksverheißung eine bedingungslose Unterwerfung aller Subjekte unter die rigide Herrschaft der Marktlogik verlangt und auf entgegenstehende Intuitionen und Wertvorstellungen aller Art keine Rücksicht nehmen kann.

Und auch wenn Homann vor einer solchen Konsequenz seines Gesellschaftskonzepts sicherlich zurückschrecken würde, so ist doch zu konstatieren, daß er sein theoretisches Konstrukt – zumindest nach dem bisherigen Stand seiner Ausarbeitung – gegenüber einem solchen Szenario nicht überzeugend zu immunisieren vermag. Solange es ihm aber vor allem darum zu tun ist, den Kirchen und ihren Theologen, wenn sie sich gesellschaftskritisch äußern, ihre «moralische Aufrüstung» anzukreiden, ihnen «ein beträchtliches Theoriedefizit» (Homann 1992, 89) vorzuwerfen und zur Abhilfe «Schnellkurse» für Seelsorger und Führungskräfte der Kirche vorzuschlagen (vgl. Homann 1997, 215), solange wird für die christliche Gesellschaftsethik wohl gelten müssen, die Homannsche Interaktionsökonomik als Fehdehandschuh anzusehen, ihn selbstbewußt aufzunehmen und nicht weniger scharf und akzentuiert «zurückzuargumentieren».

Hermann-Josef Große Kracht, Münster

Dem Morden eine Sprache finden

Hans Christoph Buch «Kain und Abel in Afrika»

Die Zeitungslektüre sei ihm wichtiger als die Beschreibung deutscher Innerlichkeit, sagte Hans Christoph Buch. Er ist einer der wenigen deutschen Erzähler, die als Reporter an politische Krisenherde und Kriegsschauplätze gingen, in die Karibik, nach Ruanda, Ost-Timor, in den Kosovo. Er leugnet die Lust auf Abenteuer nicht, betont aber sein moralisches Interesse.

In «Kain und Abel in Afrika» berichtet Hans Christoph Buch von seinen Beobachtungen und Erfahrungen in Ruanda in den mittleren neunziger Jahren. Die Mitteilungen sind weithin dokumentarisch, aber er bezeichnet das Buch als Roman.¹ Am 22. April 1995 wurde der Reisende Zeuge, wie die Tutsi-Armee in einem Flüchtlingslager im Süden Ruandas Tausende Hutu-Zivilisten massakrierte. Es war Rache für den ein Jahr zuvor begonnenen Völkermord, in dessen Verlauf die Hutu-Armee und Miliz bis zu einer Million Tutsis und gemäßigte Hutus abschlachtete – nicht mit Schußwaffen, sondern mit Macheten und Äxten. Im November 1996 erlebte Hans Christoph Buch die Vertreibung der Hutu-Flüchtlinge aus grenznahen Lagern bei Goma in Zaire. Dort hatte vor den Kameras der Weltpresse zwei Jahre zuvor ein Massensterben stattgefunden. Buchstäblich über Nacht setzten sich Millionen ausgehungerte Frauen und Kinder in Marsch. Ihr Elend überstieg jede Vorstellungskraft. Im April 1997 nahm Hans Christoph Buch an der Befreiung von Kisangani (ehemals Stanleyville) am Oberlauf des Kongo durch die Armee des Rebellenführers Kabila teil. Der stürzte Afrikas dienstältesten Diktator Mobutu und ergriff bald darauf in der Hauptstadt Kinshasa (früher Leopoldville) die Macht.

Ruanda und das benachbarte Burundi, beide von Hutu-Mehrheiten und Tutsi-Minderheiten bewohnt, waren bis Ende des Ersten Weltkriegs Teil von Deutsch-Ostafrika, danach belgisches Treuhandgebiet. Die Tutsis lebten als Besitzer von Rinderherden mehr auf den Höhen, die Hutus mehr als Ackerbauern in den Tälern. Schon vor Generationen hatten sich die Tutsi-Hirten als die Herren etabliert und die Hutus zur Unterschicht gemacht.

¹ Hans Christoph Buch, *Kain und Abel in Afrika*. Roman. Verlag Volk & Welt, Berlin 2001, 222 Seiten, DM 38.–. Ein eindrucksvolles Beispiel zeitgenössischer Privatheit erzählt auch Adolf Muschg in seinem jüngsten Roman «Sutters Glück». Vgl. Paul Konrad Kurz, *Beziehungsgeschichte als Lebensgeschichte*, in: *Orientierung* 65 (2001) S. 95f.

Seit der Unabhängigkeit 1962 hat sich die Einwohnerzahl der beiden Länder mehr als verdoppelt. Beide Staaten sind bedrohlich überbevölkert.²

Die äußeren Daten, Orte und Zeitangaben von «Kain und Abel in Afrika» sind überprüfbar. Der Ich-Erzähler baut in sie Stationen einer, genauer gesagt zweier Geschichten. Die erste erzählt die Reisen und Begegnungen des Ich-Erzählers in Hotels und auf Kriegsschauplätzen. Die zweite berichtet von einer Ostafrika-reise hundert Jahre früher in das gleiche Gebiet. Der Mediziner Richard Kandt sollte über Tropenmedizin promovieren. Durch eine Audienz bei Bismarck im Frühjahr 1897 ließ sich Richard Kandt überreden, statt irgendwelcher Bakterien die Quellen des Nils zu suchen. Er reiste nach Deutsch-Ostafrika, rüstete eine Expedition aus und fand – im heutigen Gebiet von Uganda/Burundi – die Quelle des Kagera. Ohne seine Erzählquelle direkt zu nennen, schöpft Hans Christoph Buch aus Richard Kandts Bericht «Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils» (1904). Die sechs Kapitel erzählen abwechselnd Erfahrungen des Ich-Erzählers 1995/96 und Erfahrungen des Afrikaforschers Kandt hundert Jahre früher. Die Expeditionsreise liest sich spannend, gefühlvoll, sogar amüsant. Der Arzt erscheint als einfallsreicher Organisator und mutiger Held. Die Gegensätze zwischen Tutsis und Hutus bestanden schon damals. Kandt gründete die Station Kissenje am Ostufer des Kiwusees. Er wurde zum kaiserlich-deutschen Residenten in Ruanda ernannt. Eine Minderheit von Tutsi-Adligen herrschte über zwei Millionen Hutus. Richard Kandt sah die sozialen Probleme, aber er durfte das Feudalsystem nicht antasten, weil der Tutsi-König die Präsenz der Kolonialherren, diese den König brauchten. «Heute weiß ich», schrieb Kandt, «daß ich in Afrika mehr entdeckt habe als eine Quelle: es ging mir wie Saul, der eine entlaufene Eselin suchte und statt dessen ein Königreich fand. Auch ich habe mein Königreich gefunden. Meiner Landsleute müde, mit mir selbst zerfallen, an Gott und der Welt verzweifelt, verließ ich Europa und Afrika gab mir zurück, was ich für immer verloren glaubte: ein Feld nützlicher Arbeit und meinem Leben einen neuen Sinn.» (147)

² Siehe dazu die Nachbemerklungen des Romans.

«Der Eingang zur Unterwelt», beginnt Hans Christoph Buchs Berichtfolge, «befindet sich nicht am Krater des Ätna oder Vesuv, wie notorisch falsch informierte Altertumswissenschaftler behaupten, sondern am Rand des ostafrikanischen Grabenbruchs, in der Halle des Hotels Mille Collines in Kigali, der Hauptstadt Ruandas» (12), wo der Reisende von Massakern und Gewalt erfährt, die ihn sprachlos machen. «Wörter wie Opfer und Täter» greifen nicht mehr, «Genozid oder Massaker», diese Informationsbegriffe, «sagen kaum noch etwas aus». «Dein Vorrat an einschlägigen Substantiven und Adjektiven ist erschöpft», spricht der Berichterstatter sich selbst an, «und anders als das wirkliche Leben, das jedem Menschen seinen eigenen, unverwechselbaren Tod reserviert, gibt dein Text den Opfern ihre verlorene Würde nicht zurück. Du kapitulierst vor dem Schrecken und machst den Tod anonym, indem du ihn unter unvorstellbare Zahlen subsumierst.» (52) Hans Christoph Buch versucht erzählend und beschreibend Einzelszenen zu vergegenwärtigen. Ein junger Tutsi erzählt, wie er auf einem Dachboden in Kigali überlebt hat, indes seine Familie, vier Brüder, drei Schwestern, beide Eltern und Großeltern getötet wurden. Der Autor beklagt, «kein Greenpeace-Aktivist interveniert, wenn in Ruanda Babys massakriert werden» (93). Er schildert das Lager Mugunga (nördlich Goma), wo mehr als eine Million vor der Tutsi-Armee geflohene Hutus kampieren, verhungern, verdursten, an Cholera verenden. Die Toten waren so zahlreich, daß Bulldozer Berge von Leichen, mit Kalk überstreut, in Massengräber schoben. Ein Mädchen wurde zusammen mit den Leichen ihrer Eltern und Geschwister, die vor ihren Augen zerstückelt worden waren, von Hutu-Soldaten in ein Massengrab geworfen. Verletzt durch Machetenhiebe, kroch sie nach Sonnenuntergang daraus hervor (vgl. 111f.). Die Patres, die sich in der Missionsstation schützend vor die Flüchtlinge stellten, wurden mit Macheten niedergemacht. Im «Epilog» berichtet Buch vom Massaker in der Kirche von Ntarama am 15. April 1994. Fünftausend zu Tod erschöpfte Frauen, Kinder und Greise hatten in ihr Zuflucht gesucht. Soldaten der Präsidentengarde warfen Handgranaten und schossen in die Verängstigten. Mit Hämmern und Äxten bewaffnete Teenager schlugen ihnen die Schädel ein. Die Kirche von Ntarama ist für den Reporter der Einstieg zur Hölle. Sie wurde inzwischen zur nationalen Gedenkstätte.

«Kain und Abel in Afrika» gedenkt der Geschichte der Afrikaner hier in Europa. Das Gesehene macht den Berichterstatter sprachlos. Er versucht, dem unmenschlichen Morden eine Sprache zu finden. Durch antike und biblische Vergleiche setzt er den Fakten einen Bedeutungsrahmen. Die biblische Geschichte von

Kain und Abel stellt er dem Roman voran. Innerhalb der Texte wird auf die biblische Urtragödie kein direkter Bezug genommen. Der Leser soll sich die Beziehung selbst denken. Sie löst Fragen aus. «Kain und Abel» gehört heutzutage zu den am häufigsten zitierten biblischen Geschichten. Das Bruderpaar wird in der jüngeren Literatur typologisch vorgestellt, auch als Metapher eingesetzt – meist ohne Beziehung zu einem jüdischen (oder christlichen) Gott, der für die biblische Geschichte konstitutiv ist. Nelly Sachs und Hilde Domin haben Kain und Abel für die Deutung der Nazimorde an den Juden eingesetzt. Elie Wiesel hat das Paar als Deutungsmetapher stets gemieden, weil sie eine Bruderbeziehung zwischen Deutschen und Juden einbezöge... – Wer ist in Hans Christoph Buchs Afrika-Roman Opfer, wer Täter? Die zuerst Opfer wurden, die Hutus, wurden, wo sie überlebten, später Täter, nicht wenige Täter wiederum Opfer. Ein Gott wird im Roman nicht bemüht, aber angedeutet, daß unter den Tätern Christen und Muslime wie Animisten von Stammesreligionen waren. Kain und Abel, das ist eine Beziehung zwischen Menschen.

Darf man «Kain und Abel in Afrika» als Roman verstehen? Einziges Bindeglied ist der Erzähler, der zwei Reisen in das Gebiet der Hutus und Tutsis verbindet, die Reportagen über die Kriegseignisse jüngst und den Reisebericht über die Expedition hundert Jahre zuvor. Buchs Kain-und-Abel-Typologie ist formal plakativ. Sie wird als Bericht und Aussage kollektiv eingesetzt. Norman Mailer prägte für die gemischte Erzählform aus Fakten (dokumentarisch) und Fiktion (freies Erzählen) den Begriff «Faction». Erzählerisch ist der Roman gegenüber den Zeitungsreportagen nicht unbedingt ein Gewinn. Zu heterogen sind die Teile³, zu verschieden Interesse und Darstellung in den Berichten des Forschungsreisenden Richard Kandt und des Reporters Hans Christoph Buch. Die Diskrepanz zwischen den dokumentarischen Mordgeschichten mit ihrem moralischen Appell und der fiktional eingeflochtenen Lust des Erzählers reflektiert der Autor allerdings selbst. Wenn auch die formale Einheit des Textes nicht befriedigend gelungen ist, erinnern die Reportagen an eine hierzulande fast schon vergessene Mordgeschichte. Das ist ihr moralischer Impuls und Appell. Klage, Anklage. Kompassion des Erzählers teilen sich dem Leser eindringlich mit.

Paul Konrad Kurz, Gauting

³ Noch heterogener zusammengefügt war Buchs Roman «Rede des toten Kolumbus am Tag des Jüngsten Gerichts» (Frankfurt 1992). Er wollte weit auseinanderliegende historische Ereignisse mit moralischem Zeigefinger auf den konquistadorischen Nenner bringen.

Ein «Bauhaus» für Soziale Arbeit

Zehn Jahre Katholische Fachhochschule im Osten Berlins

Im Herbst 2001 feiert die Katholische Fachhochschule Berlin (KFB) ihr zehnjähriges Bestehen. Zehn Jahre sind eine kurze Zeit in der Geschichte einer Hochschule und können kaum der Anlaß zu einem umfassenden Rückblick sein, der späteren Dokumentationen vorbehalten bleiben muß. Dennoch hat gerade diese Berliner Ausbildungsstätte für Soziale Arbeit einige Besonderheiten, die einen festlichen Glückwunsch und eine größere öffentliche Aufmerksamkeit rechtfertigen.¹ Als der Studienbetrieb im Herbst 1991 mit viel Improvisationsgabe begann, war der neue Studiengang zur Erlangung eines Diploms in Sozialarbeit/Sozialpädagogik ein typisches Ergebnis der Umstände unmittelbar nach der Wende. Es ist ein Projekt, das eng mit den Brüchen und Kontinuitäten deutscher und Berliner Geschichte verbunden ist und auch etwas über die Rolle der katholischen

¹ Ich danke Andreas Lob-Hüdepohl, seit 1997 Rektor der KFB, für viele Hintergrundinformationen und für die ansteckende Begeisterung, mit der er mir seinen Arbeitsbereich nahegebracht hat.

Kirche im bis dahin geteilten Land aussagt. In der Trägerschaft des Erzbistums Berlin entstand eine Institution, die als staatlich anerkannte Hochschule für Sozialwesen mittlerweile ihren festen Platz im Kreis der Fachhochschulen hat. Das ist gerade in Berlin alles andere als selbstverständlich. Denn an traditionsreichen Studienmöglichkeiten im Bereich der Sozialpädagogik und Sozialarbeit mangelt es hier nicht. Neben der Evangelischen Fachhochschule und der staatlichen Alice-Salomon-Fachhochschule bieten die Freie Universität und die Technische Universität Berlin Ausbildungen in Sozialer Arbeit² an. Hinzu kommen die

² Dieser heute immer mehr übliche Oberbegriff unterstreicht den integrativen Charakter des Faches, das mehr sein will als nur ein Zweig der Pädagogik und sich ebenso vom traditionellen Bild der Sozialhilfe abgrenzt. Soziale Arbeit, so könnte man versuchsweise definieren, ist eine reflektierte Praxis, die sich auf als defizient erfahrene Zustände der Gesellschaft bezieht. Sie arbeitet an der Therapie gesellschaftlicher Desintegration und entwickelt dazu ein analytisches Instrumentarium, normative Maßstäbe und Mittel der institutionellen Durchsetzung.

Möglichkeiten im benachbarten Brandenburg, speziell an der FH Potsdam. Die Konkurrenz ist also beachtlich. Dies hat die Verantwortlichen jedoch nicht davon abgeschreckt, in Anknüpfung an die 1917 gegründete Soziale Frauenschule des Katholischen Deutschen Frauenbundes in Berlin (KDFB) eine weitere Hochschule ins Leben zu rufen und diese – das scheint ein Aspekt des Erfolgs zu sein – anders als alle anderen Berliner Ausbildungsorte für Soziale Arbeit im Osten der Stadt anzusiedeln: in Karlshorst.

Kirchliche Präsenz im Osten Deutschlands

Die Erfahrung zeigt, daß die mutige Initiative sehr positiv aufgenommen wurde. Heute sind ungefähr 700 Studierende an der KFB eingeschrieben. Sie kommen aus dem Osten und Westen der Republik und sind nur zum Teil katholischer Konfession. Viele gehören gar keiner Religionsgemeinschaft an. Der heutige Ort der Lehrveranstaltungen war bis zur Wende Sitz des Landwirtschaftsministeriums der DDR, davor ein Krankenhaus, dessen zwischen 1928 und 1930 nach Plänen von *Felix Angelo Pollak* errichtetes Gebäude aus der Schule des berühmten Bauhauses stammt und deshalb unter Denkmalschutz steht. Nach sehr gelungenen Renovierungsarbeiten bildet es seit 1999 den Rahmen für einen bunten Studienalltag, der neben dem Regelstudium, das in acht Semestern zum Diplom in Sozialarbeit/Sozialpädagogik führt, einen berufsbegleitenden Studiengang mit gleichem Ziel sowie theologische Ergänzungsstudien umfaßt.³ Im Herbst 2001 startet außerdem ein neuer Diplomstudiengang in Heilpädagogik, die sich aus dem bereits existierenden Studienschwerpunkt «Heilpädagogische Soziale Arbeit» ausdifferenziert hat. Zum diakonischen Anliegen als einem genuin kirchlichen Auftrag⁴ gesellt sich an der KFB ein wesentlicher Aspekt katholisch-theologischer Präsenz in einer Hauptstadt, in der trotz einiger Anstrengungen die Errichtung einer Fakultät für katholische Theologie aus verschiedenen Gründen gescheitert war. Auf universitärer Ebene gibt es bis heute nur eine kleine Abteilung an der Freien Universität für die Ausbildung von Religionslehrerinnen und -lehrern. Für die Profilierung der KFB bedeutet diese schwer verständliche strukturelle Schwäche eine zusätzliche Chance, zumal die theologischen Lehrveranstaltungen, zugleich fachspezifische Ausbildung als auch fakultatives Angebot für alle Studierenden, als Bausteine für den Erwerb der kirchlichen Lehrbefähigung anerkannt sind.

Berlin-Karlshorst

Doch vor dem Blick in die Zukunft möchte ich für einen Moment an den Ort des Geschehens zurückkehren: auf das Gelände in Karlshorst, das nicht unbedingt für ein Hochschulzentrum prädestiniert war. Es liegt mitten in einem Wohnviertel, das in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein östliches Pendant zu den Villen von Dahlem und Grunewald darstellte. Nach dem Krieg wurde Karlshorst der Sitz der sowjetischen Kommandantur, deren Gebäude heute das Deutsch-Russische Museum (vormals Museum der bedingungslosen Kapitulation) beherbergt. In viele Karlshorster Wohnhäuser zogen sowjetische Offiziere ein. Mit dem Sitz des DDR-Landwirtschaftsministeriums im ehemaligen St. Antonius-Krankenhaus kam ein weiterer politischer Faktor hinzu, der das Quartier durch die Geheimniskrämerei der in ihm angesiedelten Dienststellen nachhaltig prägen sollte. Studien russischer Historiker deuten darauf hin, daß in den Kellern des Ministeriums im Auftrag des sowjetischen Auslandsgeheim-

³ Vgl. die Studie von M. Lechner, *Theologie in der Sozialen Arbeit. Begründung und Konzeption einer Theologie an Fachhochschulen für Soziale Arbeit*. Don Bosco Verlag, München 2000. Dazu die Besprechung von B. Grümme, *Feigenblatt oder Impuls? Theologie in der Sozialen Arbeit*, in: *Orientierung* 65 (2001) Nr. 9, S. 104–106.

⁴ Vgl. die praktisch-theologischen Überlegungen von O. Fuchs, *Heilen und Befreien. Der Dienst am Nächsten als Ernstfall von Kirche und Pastoral*. Patmos, Düsseldorf 1990.

dienstes Menschen eingesperrt, gefoltert und getötet wurden.⁵ Nach der Wende kehrten einige alte Besitzer zu ihren enteigneten Grundstücken zurück. Nach dem Abzug der sowjetischen Soldaten wurden leerstehende Kasernen zeitweise als Flüchtlingsunterkunft genutzt.⁶ Bis heute ist Karlshorst ein Stadtteil im Umbruch, eine befremdende Gegend, die mit den Relikten einer komplizierten und zum Teil schmerzlichen Vergangenheit zu leben versucht und sich nun langsam mit neuem Leben füllt. Wenn es der KFB gelingt, auf diese Nachbarschaft sensibel zu reagieren und das geschichtliche Umfeld in die Gegenwart zu integrieren, wäre das gewiß kein geringer Erfolg. Denn die vermeintliche Randlage im Schatten von Berlin-Mitte hat den Vorteil einer besseren Verwurzelung.

Selbstverständlich sind die topographischen und baulichen Gegebenheiten einer Hochschulgründung nicht überzubewerten. Dennoch möchte ich mich von der Vorgabe der Bauhaus-Architektur leiten lassen, um einige Gedanken zu formulieren, die sich aus den Parallelen zwischen den Bauhaus-Idealen und der Ausbildung zu Berufen Sozialer Arbeit ergeben. Ich möchte zeigen, daß die KFB auf gutem Weg ist, ein «Bauhaus» für Soziale Arbeit zu werden, in dem stilprägende Konzepte erarbeitet werden.

Wirklichkeit wahrnehmen und gestalten

Von Anfang an verfolgten die Akteure des 1919 von *Gropius* in Weimar gegründeten und 1925 nach Dessau verlegten Bauhauses ein zugleich ästhetisches und ethisches Programm. Sie wollten nicht nur künstlerische Formen in Architektur und Design schaffen, sondern mit ihren Werken an der Neugestaltung der Gesellschaft mitwirken. Die transformierende Kraft von Kunst ist längst auch von der Sozialpädagogik erkannt worden, die dem praktischen und reflektierenden Umgang mit Kunst einen Platz in der Ausbildung einräumt. Farben und Formen sind mehr als nur Ornamente. Sie entfalten Wirkungen, deren Kenntnis für die bewußte Wahrnehmung und Veränderung gesellschaftlicher Handlungsmuster wichtig ist. Doch dieser wichtige medienpädagogische Gedanke soll an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden. Mir kommt es mehr auf eine Parallele im generellen Ausbildungskonzept an. Interessanterweise gab es schon innerhalb des Bauhauses eine Spannung zwischen funktionalistischen und «spirituellen» Ansätzen. Man denke nur an die Meinungsverschiedenheiten zwischen *Walter Gropius* und *Johannes Itten*, die etwas vereinfachend als der Konflikt zwischen dem pragmatischen Streben nach Sachlichkeit und der Suche nach einer wie auch immer zu benennenden Tiefendimension charakterisiert werden kann. Ähnliches spiegelt sich auch in Debatten um die Fundamente der Fachwissenschaft Soziale Arbeit, die von einigen eher in der Kenntnis der harten sozialpolitischen, rechtlichen, ökonomischen und gesellschaftlichen Fakten, von anderen eher auf dem Niveau der persönlichen Handlungsmotivation gesehen wird. Selbstverständlich müssen die beiden Perspektiven sich nicht wechselseitig ausschließen, sondern sind im Idealfall im Interesse der Professionalität zu kombinieren. Die Kenntnis von Rahmenbedingungen des Helfens, die Reflexion der vielfältigen Methoden Sozialer Arbeit⁷ und die permanente Beschäftigung mit den eigenen Beweggründen und Grenzen gehören zum selbstverständlichen Repertoire in Ausbildung und Praxis, wobei die Balance zwischen den verschiedenen Zugangsweisen nicht immer leicht zu finden ist. Die Ausbildung zu Berufen Sozialer Arbeit muß das Kunststück fertig bringen, juristische und sozialwissenschaftliche Kenntnisse auf Hochschulniveau zu vermitteln und gleichzeitig eine praxisorientierte Hinführung in unter-

⁵ Den Hinweis entnehme ich dem Redemanskript des Rektors zur Übergabe des renovierten Gebäudes an die KFB am 13. Juli 1999.

⁶ Diese Atmosphäre der ersten Hälfte der neunziger Jahre spiegelt sich in dem Roman von D. Ugrešić, *Das Museum der bedingungslosen Kapitulation*. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1998.

⁷ Vgl. etwa M. Galuske, *Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*. Juventa, Weinheim 1998.

schiedliche Tätigkeitsfelder anzubieten. Letzteres geschieht in universitären Studiengängen bekanntlich nur in Ansätzen. Im Alltag der Fachhochschulen ist diese Verzahnung gemäß ihrem Ausbildungsauftrag viel enger – meist nicht zum Nachteil der fachwissenschaftlichen Lehre, die sich an der rauhen Wirklichkeit beruflicher Bewährungsproben messen lassen muß.⁸ Zwei Praxissemester, das 4. und 7. Semester, sind fester Bestandteil des Studienprogramms und werden von der Hochschule vorbereitet, begleitet und evaluiert.

Politische Zeitgenossenschaft

Durch die Ansiedlung in einem Gebäude der Vorkriegszeit empfiehlt sich den heutigen Nutzern ein Brückenschlag zur Weimarer Republik, mit deren konfliktreicher Geschichte die Stationen des Bauhauses in Weimar, Dessau und zuletzt Berlin verbunden sind. In dieser Zeitspanne ist auch die Phase wichtiger Entwicklungen in der Sozialarbeit, speziell in Berlin, wo schon während des Kaiserreichs Weichenstellungen für die Ausbildung und Professionalisierung passiert waren.⁹ Erinnert sei nur an eine Gründerfigur wie *Alice Salomon* und den nicht zufälligen Zusammenhang von Frauenbewegung und Arbeit am Aufbau und Umbau des Sozialstaates sowie die ersten «Sozialen Frauenschulen». Die von Alice Salomon gegründete Berliner Schule diesen Typs geht auf das Jahr 1908 zurück. Wie schon eingangs erwähnt, kann auch die KFB an eine solche Einrichtung von 1917 anknüpfen. In der Industriegesellschaft haben Frauen noch mehr als Männer die Schattenseiten eines einseitigen Fortschritts zu spüren bekommen und waren daher in besonderer Weise mit den Mechanismen der Unterdrückung und mit einer ungerechten Verteilung von Chancen konfrontiert. Es sind bis heute zum großen Teil Frauen, die soziales Engagement in Ehrenamt und Erwerbstätigkeit zu ihrem Anliegen machen. So kann es nicht verwundern, daß geschlechtsspezifische Gesichtspunkte Sozialer Arbeit besondere Aufmerksamkeit erfordern. An der KFB sind sie heute der Gegenstand eines eigenständigen Studienschwerpunkts im Hauptstudium – eine bemerkenswerte Tatsache angesichts der Schwierigkeiten, mit denen die Etablierung von *gender studies* an vielen Orten zu kämpfen hat. Ausbildungsprogramme zur Vorbereitung auf soziale Berufe sind also immer auch ein Spiegel der jeweiligen Zeit und dokumentieren die Herausforderungen, die mit der Reform sozialer Sicherungssysteme verbunden sind. In der Organisation des Sozialwesens kommt vielleicht noch mehr als in anderen Sektoren der moralische Zustand einer Gesellschaft zum Ausdruck, die Farbe bekennen muß, wenn es darum geht, Prinzipien wie Gemeinwohl, Gleichheit und Gerechtigkeit zu konkretisieren.

Gerade der Berliner Kontext ist eine gute Garantie für die wache Beobachtung neuer Entwicklungen, aber auch für ein geschichtliches Gespür angesichts der Abgründe des 20. Jahrhunderts, dessen Spuren im Stadtbild und vor allem in den Biographien nach wie vor lebendig sind. Soziale Arbeit erschöpft sich nicht im Management vorhandener Geldmittel und Kompetenzen, sondern hat auch eine normative Komponente, die von *Silvia Staub-Bernasconi* treffend auf die Formel der «Menschenrechtsprofession» gebracht wurde.¹⁰ Damit wird deutlich, daß die Akteure des Sozialwesens an ein Leitbild gebunden sind, das von individuellen Rechtsansprüchen ausgeht und sich von einem wohlmeinenden Paternalismus zugunsten der Hilfsbedürftigen unterscheidet. Ob Menschenwürde mehr ist als nur eine pathetisch beschworene Leerformel, entscheidet sich nicht zuletzt in der

⁸ Es ist daher nur naheliegend, die Lehrtätigkeit an Fachhochschulen in Zukunft immer mehr mit Forschungsaufgaben zu verbinden, die sich größtenteils unmittelbar aus den Lehrinhalten ergeben und auf eine Kooperation – eventuell auch eine stimulierende Konkurrenz – mit Universitäten und anderen Institutionen hinauslaufen.

⁹ Vgl. C. W. Müller, *Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit. Band 1: 1883–1945.* Beltz, Weinheim-Basel 1999.

¹⁰ S. Staub-Bernasconi, *Soziale Arbeit als «Menschenrechtsprofession»*, in: F. Hochstrasser u.a., Hrsg., *Die Fachhochschule für Soziale Arbeit. Bildungspolitische Antwort auf soziale Fragen.* Haupt, Bern 1997, S. 313–340.

Art und Weise des Helfens, Berateins und Unterstützens. Die Etablierung des heilpädagogischen Studiengangs wird diese Herausforderung wahrscheinlich noch schärfer ins Bewußtsein heben, da die privaten und kollektiven Unsicherheiten im Umgang mit Behinderung an den Kern unserer Überzeugungen rühren.

Aufklärung und Avantgarde

Soziale Arbeit ist ein genuin modernes und aufklärerisches Projekt, das unter den Bedingungen einer pluralistischen Gesellschaft Regeln der Gerechtigkeit zu verwirklichen versucht und Schwachstellen systemischer Abläufe und persönlicher Entscheidungen identifiziert. Im Spektrum der Ideologien stand ein solches Engagement immer unter Legitimationszwang.¹¹ Während Wirtschaftsliberale einer staatlich organisierten Hilfeleistung an der Stelle von Eigeninitiative mißtrauten und Sozialpolitik am liebsten durch ein privates Versicherungswesen ersetzt hätten, argwöhnten Linke, der Sozialstaat zementiere nur den Status quo und lenke von der gezielten Veränderung ungerechter Strukturen ab. Zwischen diesen Extremen gibt es jedoch gute Argumente für eine Politik der kleinen Schritte und für eine Hilfe zur Selbsthilfe, die sowohl dem Ideal der Autonomie als auch der Notwendigkeit der Strukturreform Rechnung trägt.

In Krisenzeiten sind die professionellen Helfer sehr direkt vom Wegbrechen vertrauter Sicherheiten betroffen und sind daher auch oft zuverlässige Seismographen für politische Kurswechsel. Es ist kein Zufall, daß gerade sozialreformerische und künstlerische Kreise von Diktaturen stets in ähnlicher Weise betroffen sind und zu den ersten Opfern zählten, sofern sie ihren Grundsätzen treu blieben. Es gehört daher zum heutigen Selbstverständnis, nach der Geschichte der jeweiligen Professionen unter den Bedingungen der Repression zu fragen und die Moderne in ihrer Brüchigkeit wahrzunehmen.

Das Bauhaus stand auf dem Gebiet der Kunst für eine aufklärerische Moderne, die stets von Skepsis und Kritik begleitet war. Ähnliches gilt für die Soziale Arbeit, die inzwischen längst auch ihre internen Debatten über Moderne und Postmoderne geführt hat und bei allen berechtigten Vorbehalten gegenüber dem Pathos der Emanzipation und der sozialpolitischen Machbarkeit doch nicht an der ethischen Auseinandersetzung mit den normativen Prämissen der sozialen Berufe vorbeikommt. Insofern ist die Ethik Sozialer Arbeit ein exponierter Ort sozialethischer Reflexion, die sich auf der grundsätzlichen Ebene (Anthropologie, Sozialphilosophie, Ethik des Wohlfahrtsstaates¹² usw.) wie in vielen bereichsspezifischen Anwendungen zu bewähren hat. Die meisten Studierenden Sozialer Arbeit werden nach Abschluß in Institutionen öffentlicher oder privater Träger tätig und repräsentieren somit immer auch ein bürokratisches System, das vor einer Perversion der ursprünglichen Anliegen nicht automatisch geschützt ist. Um so wichtiger ist die richtige Mischung aus professioneller Sachlichkeit und der Begeisterung für avantgardistische Projekte, die sich erst noch durchsetzen müssen und mit Gegenwind umgehen können.

Kooperative Grenzüberschreitungen

Zu den herausragenden Merkmalen des Bauhaus-Konzepts gehörte ein innovatives pädagogisches Programm, das heute vermutlich den Titel «Interdisziplinarität» verliehen bekäme. Man suchte nach neuen Formen der Integration von Theorie und Praxis, Handwerk und Kunst, die auf je ihre Weise zum architektonischen Gesamtkunstwerk beitragen sollten, ohne die eigene Würde und Professionalität der einzelnen Beiträge zu leugnen.

¹¹ Vgl. zur französischen Situation das umfangreiche Dossier unter dem Titel «A quoi sert le travail social?» in der Zeitschrift *Esprit*, n° 241, mars-avril 1998.

¹² Vgl. die Beiträge zur Zukunft der Sozialpolitik unter den Bedingungen einer globalen Wirtschaft, in: *Transit. Europäische Revue*, Nr. 12, Winter 1996.

Eine solche Kooperation erfordert eine besondere Art der Kollegialität, die ebenfalls für das interdisziplinäre Projekt sozialpädagogischer Ausbildung wünschenswert ist. Hier müssen die Fachkompetenzen aus einem breiten Disziplinspektrum ineinander greifen und obendrein mit den Repräsentanten der Praxis in einen Dialog treten. Das führt in der Regel dazu, daß Expertenwissen in einem Lernprozeß auf neue Fragen aufmerksam wird und sich weiterentwickeln kann. Ein gutes Beispiel sind die sechs Studienschwerpunkte im Hauptstudium. Hier können die Studierenden zwischen einem familien- und lebensformbezogenen, einem gemeinwesenorientierten, einem geschlechterdifferenzierenden, einem gesundheitsorientierten, einem heilpädagogischen und einem interkulturellen Schwerpunkt wählen und entsprechende Kompetenzen erwerben. Für jeden Bereich gibt es ein schwerpunktspezifisches Ethikseminar, das typische Entscheidungskonflikte thematisiert, also etwa bioethische Fragen im Kontext der Sozialmedizin oder Heilpädagogik, wobei wegen der Erfahrungen der Studierenden aus Praktikum oder Beruf oft ein schärferes Problembewußtsein anzutreffen ist als bei vergleichbaren Lehrveranstaltungen an Universitäten. Die akademischen Entwicklungen in den Teilbereichen der «angewandten Ethik» haben hier also eine Form gefunden, die es erlaubt, FH-Studierende mit den aktuellen Debatten innerhalb der Ethik vertraut zu machen.

Die Zukunft Sozialer Arbeit

Meine Wünsche für die Zukunft der KFB und das von ihr vertretene Konzept Sozialer Arbeit sind vielfältig. Ich möchte nur wenige Punkte herausgreifen. Erstens wünsche ich, daß die KFB maximal von ihrem Standortvorteil in Berlin profitieren möge. Die Ansiedlung im Osten Berlins ist ein Glücksfall nach der Zeit nach der Wende und läßt auf Synergien mit anderen Ausbildungsorten im Stadtgebiet und auf den Aufbau einer engen Beziehung zum Stadtteil hoffen. Neben der Präsenz in der Hauptstadt sorgen die Existenz von Regionalgruppen und das wachsende Netz von Praktikumsstellen für Verknüpfungen im weiteren Umfeld.

Daran schließt sich ein zweiter Wunsch an, der die weltweite Vernetzung betrifft, nicht nur im *world wide web*.¹³ Es ist an der Zeit, die Studienprogramme zu internationalisieren, für ausländische Studierende attraktiv zu werden und enge Austauschbeziehungen zu entwickeln. Schaut man sich das Veranstaltungsprogramm an, so entdeckt man thematisch und personell bereits einiges von der Internationalität, die übrigens bestens zum Profil des kirchlichen Trägers paßt, nach dessen Überzeugung der Einsatz für Gerechtigkeit und Solidarität nie an nationale Grenzen gebunden ist. Besonders ausgebaut sind Kontakte in die USA, einem Land, in dem Soziale Arbeit in Ausbildung und Praxis ein höheres Prestige genießt als in den meisten europäischen Ländern.

Drittens ist der KFB viel Glück bei der weiteren Profilierung als Hochschule zu wünschen: als Fachhochschule, der nicht an einer Einebnung der Vielfalt der Hochschultypen gelegen sein kann, wohl aber an einer Erleichterung der Übergänge. Die Erfordernisse einer europäischen Harmonisierung der Ausbildungen und die Etablierung von Fachhochschulen in Ländern, in denen dieses Modell bisher nicht existierte, werden diese Tendenz unterstützen. Vorerst ist es im Ausland aber immer noch schwierig zu erläutern, was eine Fachhochschule ist, zumal eine Katholische Fachhochschule. Der pompöse Titel, den sich die deutschen Hochschulrektoren als englisches Label ausgedacht haben, sorgt eher für weitere Verwirrung: *Catholic University of Applied Sciences*. Das kann z.B. im belgischen Kontext nur mißverstanden werden. Denn was eine Katholische Universität ist, ist noch einigermaßen klar, da spontan das Beispiel der Löwener Universität einfällt. Angewandte Wissenschaften werden aber so selbstverständlich mit technischen Wissenschaften in Verbindung ge-

¹³ Vgl. <http://www.kfb-berlin.de>.

bracht, daß es überrascht, unter diesem Titel auf Tätigkeiten im Bereich des Sozialwesens zu treffen. Die Schwierigkeiten einer international einheitlichen Etikettierung deuten also auf Unsicherheiten im Profil und auf irritierende, vielleicht auch unnötige Abgrenzungsmanöver. Denn daß hoher wissenschaftlicher Standard und Anwendungsorientierung der Ausbildung komplementär sind, sollte für alle Hochschultypen gelten. In dieser Hinsicht können die Fachhochschulen gerade auch angesichts der Krise der Universitäten wohl eher gelassen in die Zukunft blicken.

Und schließlich bewegt mich, wie schon deutlich wurde, ein fachliches Motiv, das mit der eigenen Tätigkeit auf dem Gebiet der Sozialethik zusammenhängt. Gibt es ein geeigneteres Berufsfeld als das der Sozialen Arbeit, wenn es darum geht, die Grammatik sozialer Konflikte zu verstehen und sozialtherapeutisch zu handeln? Die Art und Weise, wie die Ethik in Berlin in die Fachwissenschaft Soziale Arbeit und in die Studienschwerpunkte integriert ist und außerdem im Studienbereich «Philosophisch-theologische Grundlagen» zusammen mit anthropologischen Fragen reflektiert wird, macht die KFB zu einem privilegierten Ort des sozialetischen Lehrens und Lernens, der Modellcharakter für vergleichbare Einrichtungen hat und auch ein stimulierendes Forschungsmilieu bietet. Denn gerade aus ethischer Sicht gibt es viele Fragen, für die wir keine eindeutigen Antworten haben, sondern im Gespräch mit allen Betroffenen an plausiblen Normenbegründungen arbeiten müssen.

Ein hochschulpolitischer Auftrag

Es dürfte niemandem entgangen sein, daß ich die KFB nicht als neutraler Beobachter aus der Ferne sehe, sondern als jemand, der persönlichere Einblicke hatte und dabei eine unbestreitbare Sympathie entwickeln konnte. Seit 1998 durfte ich als Gastdozent in Berlin immer wieder Erfahrungen machen, die mir in keinem universitären Zusammenhang möglich gewesen wären. Der Dank dafür kommt von Herzen. Damals war der Ausgangspunkt meiner Reisen noch Freiburg in der Schweiz, wo die Entstehung der Fachhochschulen unter erheblichem bildungspolitischem Druck stattfand. Heute kommen meine Glückwünsche von der Löwener Universität, die auf immerhin 575 Jahre seit ihrer Gründung zurückblickt.¹⁴ Gemeinsam ist den alten und jungen Hochschulen das Anliegen eines humanistischen Engagements für den Aufbau einer zivilcouragierten Gesellschaft, die den Kampf gegen jede Art von Exklusion ernst nimmt.¹⁵ Um das «Bauhaus» mit Leben zu füllen, wird es in Universitäten und Fachhochschulen immer mehr darum gehen, den Werkstattcharakter der Ausbildung transparent zu machen und jede ideologische Verengung zu vermeiden. Offenheit, Experimentierfreudigkeit und die Erarbeitung eines unverwechselbaren Stils schließen einander nicht aus, sondern bedingen sich wechselseitig. In der Arbeit der KFB ist diese hochschulpolitische Vision in den vergangenen zehn Jahren in hoffnungsvollen Ansätzen verwirklicht worden: mit starken Strukturen, die flexibel genug sind, um dynamisch weiterentwickelt zu werden. Das ist ein Zeichen der Hoffnung für all jene, die in Zukunft die Hilfe von gut ausgebildeten Fachleuten in den sozialen Berufen brauchen. Für den kirchlichen Auftrag, den die KFB unaufdringlich und kompetent wahrnimmt, geht es dabei um nicht weniger als um den praktischen Beweis christlicher Glaubwürdigkeit an den Bruchstellen gesellschaftlicher Integration. *Walter Lesch, Louvain-la-Neuve*

¹⁴ Zu der derzeit auch in Belgien aktuellen Debatte über die Kooperation der Hochschultypen und die europäische Harmonisierung des Bildungswesens vgl. J.-P. Lambert, *Universités et Hautes Écoles. Quelles collaborations?*, in: *La Revue Nouvelle* 113 (2001) Nr. 6, S. 105–113.

¹⁵ Unter dem Stichwort «exclusion» wird vor allem in frankophonen Ländern das ungewollte oder gewollte Scheitern gesellschaftlicher Integrationsmechanismen thematisiert. Vgl. zu neuen Dimensionen der sozialen Frage: M.-H. Soulet, Hrsg., *De la non-intégration. Essais de définition théorique d'un problème social contemporain*. Éditions Universitaires, Fribourg 1994.

Das Vermächtnis eines Friedlichen

«peacemaker's handbook / handbuch für friedensstifter» von Robert Lax

In der zweisprachigen Robert Lax-Reihe des pendo-verlags ist ein Jahr nach dem Tod des amerikanischen Dichters und Philosophen das letzte von ihm persönlich autorisierte Buch erschienen: «peacemaker's handbook / handbuch für friedensstifter», das Vermächtnis eines Weisen, der den Frieden suchte – und selbst verkörperte. Ein Vermächtnis in fragendem Selbstgespräch, wobei einem manchmal provozierenden Frager ein gelassen in sich ruhender Antworter gegenübersteht: «think // we // should // al / ways // do // what // we // want // ? // un / less // there's // a // good // rea / son // not // to».

Lax' Haltung: den Frieden wachsen lassen, bei sich selbst beginnend, Keime legen: «peace / ful // spir / it // com / mu / ni / cates // peace». Dächten, lebten alle so, gäbe es keine Kriegsbrände zu ersticken. Da diese aber weltweit an vielen Orten lodern, wurde der stille Philosoph auch zum unnachgiebigen Friedenssucher: «We must try harder», kommentierte der regelmäßige BBC-Hörer Mitte der neunziger Jahre Kriegsnachrichten. Der Dichter selbst fand Frieden in einer Vita contemplativa, auf der griechischen Insel Patmos – und auf einer Zeit-Insel, denn er, der Stille und bewußt Langsame, verweigerte sich jahrzehntelang dem Lärm und der Hetze. Konzentriertes Da-Sein im Augenblick: «bring // peace // to // the // mo / ment // let // the // mo / ment // bring // peace // to // you». Dieser Frieden strahlte auf seine Umgebung ab und zog Besucher an:

once

at

peace

with

your

self,

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2× monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunh (Zürich), Beatrice
Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz
Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2001:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 61.– / Studierende Fr. 45.–
Deutschland: DM 78.–, Euro 40.– / Studierende DM 60.–, Euro 31.–
Österreich: öS 550.–, Euro 40.– / Studierende öS 430.–, Euro 31.–
Übrige Länder: sFr. 57.–, Euro 37.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 80.–, DM 100.–, öS 700.–, Euro 50.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,
Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die
Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

you

can

bring

peace

to

oth

ers

Die Texte in diesem Buch geben Einblick ins geistige Leben des Autors; manche sind verwandt mit früheren Publikationen, etwa «21 pages» (1984), «dialogues» (1994), «notes» (1995). Denkend und schreibend erforscht Lax sich selbst, um so «Muster des Lebens» zu erkennen. Liebe erscheint – wie in anderen Büchern des Gottsuchers – als zentrales Prinzip. («love // love // love» lauten die letzten Wörter in «peacemaker's handbook»; im selben Text wiederholt er «power» und «wisdom» nur je zweimal.) Das Ich als Modellbeziehung: Schade niemandem, auch dir selbst nicht; verzeih – auch dir selbst. Die wahre Herausforderung des Lebens: das Beste herauszuholen aus allen, die man kennt – beginnend bei sich selbst. Was ist Nächstenliebe, fragt Lax. Die Antwort: «bring / ing // the // ver / y // best // out // of // him». Es gilt, leibliche, seelische, geistige Gesundheit zu erstreben «für alles was lebt».

Zur Gesundheit gehört auch der «good sense of humor», wie Lax selbst ihn hatte. Wer ihn besuchte, erlebte neben tiefgründigen Gesprächen Momente großer Heiterkeit – dokumentiert auch durch die Filmer Nicolas Humbert und Werner Penzel («Middle of the Moment», «Three Windows», «Why should I buy a bed when all that I want is sleep?»).

«light // makes // a // path; // ob / sta / cles // make // shad / ow»: Das Gegenspiel von Licht und Schatten beschäftigt den Dichter immer wieder. Als gläubiger Mensch ahnt er Sinn unter der «verstörten Oberfläche» des Lebens. In hoffnungsvoller Vision sieht er Künstler und Wissenschaftler im Bund für den Frieden. Und die Politik? «Ein Minenfeld,» sagt Lax, «doch einen Versuch wert». Dem «Albtraum der Geschichte» gelte es ruhig zuzuschauen, «in der Hoffnung zu lernen». (Dem jüngsten Albtraum zuzuschauen ist ihm erspart geblieben.) Im letzten Abschnitt des Buches, überschrieben «peacemaking», ruft Lax zur Gewaltlosigkeit im Alltag auf. Er weiß: Auch diese Haltung kann zu Widersprüchen führen. Nötig sind vor allem «good / will // & // clear // think / ing». Sein Ideal ist nicht der Krieger für den Frieden, sondern der Liebhaber des Friedens:

pur

sue

peace

peace

ful

ly

Die Texte sind, wie immer in dieser Reihe, von Alfred Kuoni ins Deutsche übersetzt. Manche Stellen entziehen sich freilich der Übersetzung, zumindest was die stilistische Eleganz des in einfacher Sprache äußerst knapp gefaßten Originals betrifft.

Irène Bourquin, Räterschen

Robert Lax, peacemaker's handbook / handbuch für friedensstifter.
pendo-verlag, Zürich 2001, 105 Seiten.